

UNIVERSITÄT POTSDAM

Philosophische Fakultät

Institut für Germanistik

Abteilung Sprachwissenschaft

Fachbereich: Geschichte der deutschen Sprache



Kommunikation im Eiltempo Zur Dynamik sozialer Beschleunigungsprozesse und medial initiierten Sprachwandels am Beispiel schriftbasierter Alltagskommunikation

Magisterarbeit

Zur Erlangung des akademischen Grades Magister Artium

Vorlegt von:

Sabine Brachmann

Betreuer und Erstgutachter:

Prof. Dr. Joachim Gessinger

Studierende der: Germ. Linguistik

Soziologie

Medienwissenschaft

Zweitgutachter:

Dr. Karl-Heinz Siehr

Matrikelnummer: 707303

Fachsemester: 11

Wohnhaft in: Kuglerstr. X

10439 Berlin

Telefon: 030-4427XXXX

E-Mail: sabinebrachmann@web.de

Potsdam, im Februar 2007

Dieser Inhalt ist unter einem Creative Commons Namensnennung-Keine Bearbeitung 2.0 Deutschland Lizenzvertrag lizenziert. Um die Lizenz anzusehen, gehen Sie bitte zu <http://creativecommons.org/licenses/by-nd/2.0/de/> oder schicken Sie einen Brief an Creative Commons, 171 Second Street, Suite 300, San Francisco, California 94105, USA.

Elektronisch veröffentlicht auf dem
Publikationsserver der Universität Potsdam:
<http://opus.kobv.de/ubp/volltexte/2007/1454/>
urn:nbn:de:kobv:517-opus-14547
[<http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:kobv:517-opus-14547>]

Vorwort

Bei der vorliegenden Arbeit handelt es sich um eine Abschlussarbeit im Rahmen des Masterstudiengangs Germanistische Linguistik. Idealerweise greift eine solche Arbeit Themen und Theorien, die während des Studiums schwerpunktmäßig bearbeitet wurden, auf. Verschiedene Umstände haben jedoch dazu geführt, dass ich mit dieser Arbeit nicht unmittelbar an den von mir gewählten Studienschwerpunkt der ritualisierten Konversationsforschung anschließen kann. Das hier bearbeitete Thema ist aber keinesfalls willkürlich gewählt worden und entspringt auch nicht einer plötzlichen geistigen „Initialzündung“. Das Interesse an der Beschleunigung von Kommunikationsprozessen hat sich bereits in meinem Medienwissenschaftsstudium gefestigt. Die Lektüre zweier Fachbücher war letztlich ausschlaggebend dafür, das Thema Beschleunigung zum Gegenstand meiner Masterarbeit zu machen. Hier ist als erstes „Das Tempo-Virus“ von Peter Borscheid (2004) zu nennen, der sich auf anschauliche Weise der Kulturgeschichte der Beschleunigung widmet. Im Foyer des Suhrkamp-Verlages fiel mir schließlich im Dezember 2005 das neu herausgegebene Buch „Beschleunigung“ von Hartmut Rosa in die Hände. Diese beiden Abhandlungen gaben meinem persönlichen Interesse an gesellschaftlichen Geschwindigkeitsphänomenen ein wissenschaftliches Fundament. In Zusammenarbeit mit Prof. Dr. Gessinger entwickelte sich aus dieser Motivation heraus ein sprachwissenschaftlicher Zugang zu diesem Thema, der schließlich unter dem Titel „Kommunikation im Eiltempo. Zur Dynamik sozialer Beschleunigungsprozesse und medial initiierten Sprachwandels am Beispiel schriftbasierter Alltagskommunikation“ theoretisch verdichtet wurde.

An dieser Stelle möchte ich Prof. Dr. Joachim Gessinger und Dr. Karl-Heinz Siehr für ihre hilfreichen Anregungen bei der Konzeptualisierung und Bearbeitung des Themas danken. Mein besonderer Dank gilt Irmgard Krause und Gunnar Goehle vom Museum für Kommunikation Berlin für die Bereitstellung relevanten Datenmaterials und die zukommende Betreuung und Beratung. Ich danke Steffi Brachmann, Doris Brachmann und Sandra Pape für das schnelle und aufmerksame Korrekturlesen dieser Arbeit und ihren hilfreichen Bemerkungen, die in dieses Manuskript Eingang gefunden haben. Schließlich danke ich meinen Eltern Doris und Ronald Brachmann, dass sie mir ihr Vertrauen und die Freiheit gaben, meine Studienrichtung nach meinen Neigungen zu wählen, und mich fortwährend finanziell und ideell unterstützten.

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	5
2	Begrifflich-theoretische Grundlagen	9
2.1	Zeit	9
2.2	Raum	10
2.3	Interdependenz von Zeit und Raum	11
2.4	Medien	12
2.5	Kommunikation	14
3	Zum Beschleunigungsdiskurs	15
3.1	Beschleunigungskritik	15
3.2	Mediengeschichte der Beschleunigung: Wahrnehmungswandel durch neue Kommunikationstechnologien	19
3.3	Raum- und zeitneutralisierende Effekte digitaler Medien	25
4	Sprache als Medium der Alltagskommunikation	27
4.1	Untersuchungseinheit Sprache	27
4.2	Textlinguistik	30
4.3	Zur Medienindifferenz der Sprachwissenschaft.....	33
5	Mündlichkeit und Schriftlichkeit.....	35
5.1	Allgemeine Aspekte von Mündlichkeit und Schriftlichkeit	35
5.2	Differenzierung von medialer und konzeptioneller Mündlichkeit und Schriftlichkeit	38
6	Sprachwandel	39
6.1	Bewertungen des Sprachwandels	39
6.2	Prinzipien des Sprachwandels.....	41
6.3	Sprachwandel im Zuge des Generationenwandels	43
6.4	Sprachgeschichte als Textsortengeschichte	45

7 Sprachwandel durch neue Informations- und Kommunikationstechniken am Beispiel schriftbasierter Alltagskommunikation.....	46
7.1 Telegramm	47
7.1.1 Mediengeschichtliche Entwicklung des Telegramms	47
7.1.2 Datenmaterial.....	49
7.1.3 Merkmale der Telegrammkommunikation.....	49
7.2 Brief.....	54
7.2.1 Mediengeschichtliche Entwicklung des Briefes	54
7.2.2 Datenmaterial.....	56
7.2.3 Merkmale der Briefkommunikation	57
7.2.3.1 Textproduktion mit der Schreibmaschine	64
7.2.3.2 Textproduktion mit dem Computer	65
7.3 Internet-Kommunikation	66
7.3.1 Mediengeschichtliche Entwicklung des Internets	66
7.3.2 Datenmaterial.....	67
7.3.3 Merkmale der Internet-Kommunikation	69
7.3.3.1 E-Mail (Electronic Mail).....	70
7.3.3.2 Chat	84
7.4 SMS (Short Message Service)	90
7.4.1 Mediengeschichtliche Entwicklung der SMS	90
7.4.2 Datenmaterial.....	91
7.4.3 Merkmale der SMS-Kommunikation	92
8 Zusammenfassung der Untersuchungsergebnisse	100
9 Neuetaablierung vs. Umstrukturierung – neue Medien als zentrale Kommunikationspraktiken	105
10 Schlussbetrachtung	109
11 Anhang	111
12 Literaturverzeichnis	115

Abkürzungsverzeichnis

a.M.	-	am Main
Aufl.	-	Auflage
bearb.	-	bearbeitete
bzw.	-	beziehungsweise
ca.	-	circa
Ders.	-	Derselbe
d.h.	-	das heißt
Dies.	-	Dieselbe/Dieselben
ebd.	-	ebenda
engl.	-	englisch
erw.	-	erweiterte
et. al.	-	et alteri
etc.	-	et cetera
f./ff.	-	folgend/folgende
griech.	-	griechisch
Hrsg.	-	Herausgegeben
Neuaufl.	-	Neuaufgabe
o.J.	-	ohne Jahr
Orig.	-	Original
S.	-	Seite
TRP	-	Transition Relevance Place
u.a.	-	und andere, unter anderem
überarb.	-	überarbeitete
usw.	-	und so weiter
u.v.m.	-	und viele mehr
vollst.	-	vollständige
vs.	-	versus
Westdt.	-	Westdeutscher
zit. n.	-	zitiert nach

1 Einleitung

„It thrills us. If we have learned the name
of just one hormone, it is adrenaline.”

(Gleick 1999: 12)

Es gehört zu den Standards der kritischen Selbstreflexion der Moderne, ihre Rastlosigkeit und Schnelllebigkeit zu beklagen. Dabei ist unbestritten, dass die moderne Gesellschaft durch ein hohes Tempo geprägt ist, das in individuellen Alltagserfahrungen virulent wird: Spezielle Institute bieten Kurse im Schnelllesen an, propagieren Techniken zur Bewältigung bedrängender Informationsfülle oder offerieren gar Speed-Dating. Musikclips bestehen bereits aus mehreren hundert Einstellungen, die alle zwei Sekunden wechseln; die Schnitt- und Bilderfolgen im Fernsehen werden immer schneller; und die Rechengeschwindigkeit neuer Computermodelle steigert sich in immer kürzeren Intervallen. Daneben wird die Akzeleration des sozialen Lebens im immer rascheren Wechsel von Mode- und Produktzyklen, Arbeitsverhältnissen etc. evident. All diese Phänomene verdichten den Gesamteindruck der Flüchtigkeit moderner Lebensumstände, in denen der Mensch keinen Halt mehr findet.

Die Beschleunigung der Lebenswirklichkeit ist zweifelsohne zu einer menschlichen Grunderfahrung der Zeit schlechthin geworden, die intrinsisch mit der strukturellen und kulturellen Transformation der Gesellschaft verknüpft ist. Am deutlichsten treten Dynamisierungsphänomene in den Kommunikationsmedien zutage, von denen aus neueste Geschwindigkeitstrends in die gesellschaftliche Praxis übergehen. Dabei haben neue Entwicklungen in der Kommunikationstechnik und ihre massenhafte Verbreitung und Durchsetzung in der Gesellschaft nicht nur die Mittel und Modi des sprachlichen Kommunizierens verändert, sondern auch die Sprachentwicklung selbst gesteuert. Unter der Prämisse, dass die Sprachverwendung stets als Seismograf gesellschaftlicher Veränderungen fungiert, lässt sich gerade anhand der neuen Medien eine sozialhistorische Umbruchsituation diagnostizieren, die Wissenschaftler unter dem Etikett „digitale Revolution“ popularisieren. So ist im Zuge der Digitalisierung von Kommunikation eine wissenschaftliche Diskussion entbrannt, in der erörtert wird, inwiefern die neuen Kommunikationstechnologien als treibende Kraft hinter den derzeit beobachtbaren Sprachwandelerscheinungen stehen. Die Einstellungen gegenüber dem Geschwindigkeitszuwachs kommunikativer Prozesse oszillieren dabei zwischen blinder Fortschrittseuphorie und der Sehnsucht nach Traditionen, die sich in einem aggressiven Kulturpessimismus äußert. Zwar ist es ein linguistisches Verdikt, dass sich die neuen Kommunikationsbedingungen in sprachlichen Innovationen nieder-

schlagen und diese wiederum Indikatoren für Sprachwandel sind, in der jüngsten linguistischen Forschung wird aber vielfach die These geäußert, der Sprachgebrauch in den neuen Medien indiziere fundamentale Veränderungen der Schriftlichkeit und führe zu einem sprachlichen Verfall besonderen Ausmaßes.

In der Tat unterliegen Schreibprozesse gegenwärtig neuen Herausforderungen wie der Globalisierung und der Beschleunigung des kommunikativen Austauschs. Indem die Kommunikation vielfältiger, interaktiver, schnelllebiger und fragmentarischer wird, verändert sich das kommunikative Gefüge im Spannungsfeld von Mündlichkeit und Schriftlichkeit grundlegend. Ein direkter Zusammenhang zwischen Medienentwicklungen und sprachlichem Wandel ist jedoch leichter zu behaupten als zu verifizieren. Denn wie im keinen anderen Bereich der Linguistik laden sprachliche Innovationen in neuen Medien zu vorschnellen Bewertungen ein, obwohl sie eigentlich differenzierte Entwicklungslinien enthalten, die es in einer diachronisch-empirischen Analyse herauszuarbeiten gilt.

Da gegenwärtig nahezu alle neuen Medien als Schreibmedien auftreten und in diesem Zusammenhang allzu oft von einer Renaissance der Schriftlichkeit die Rede ist, bietet es sich an, diese Medienentwicklung in dieser Arbeit aufzugreifen und die Bedeutung der schriftbasierten Medien als Katalysator beschleunigten Sprachwandels zu überprüfen. Es geht darum, die kulturhistorischen Modalitäten der Medien- und Beschleunigungsgenese aufzudecken und zu hinterfragen, wie die Sprache den zeitlichen Veränderungen ihrer jeweiligen Gegenstandswelt gerecht wird. Die jüngsten evidenten Veränderungen im Sprachgebrauch sollen sowohl synchron als auch diachron in medien-, kultur- und texthistorischen Zusammenhängen betrachtet werden.

Um die Besonderheiten schriftbasierter Kommunikationspraxen im Rahmen historisch je neuartiger Medien zu beschreiben und die Konsequenzen der veränderten raumzeitlichen Kommunikationsbedingungen aufzuzeigen, wird im ersten Teil der Arbeit zunächst eine semantische Präzisierung der Begriffe Zeit, Raum, Medien und Kommunikation vorgenommen, da diese die terminologische Basis des hier bearbeiteten Kontextes darstellen. Im Zuge der Ausdifferenzierung einzelner Wissenschaftsdisziplinen hat sich um diese Begriffe ein weites semantisches Netz gespannt, das eigentlich nur in einer interdisziplinären Betrachtung angemessen erläutert werden kann. In einem nächsten Schritt gilt es, die Medienevolution im 19. und 20. Jahrhundert als eine Geschichte veränderter raumzeitlicher Wahrnehmungen und Kommunikationsverhältnisse retrospektiv zu beleuchten. Der Rückblick offenbart, dass einige Versatzstücke der gegenwärtigen Medienskepsis bereits in früheren öffentlichen Auseinandersetzungen zum Tragen kamen. Die folgenden Kapitel sind

dann der Sprache und ihren methodischen Implikationen im Spannungsfeld von Synchronie und Diachronie, Strukturalismus und Pragmatik sowie Mündlichkeit und Schriftlichkeit gewidmet.

Nach der Konzeptualisierung medien- und sprachwissenschaftlich relevanter Theorien ist der zweite große Teil dieser Arbeit analytisch-empirischer Art. Hier erfolgt sowohl aus methodischen als auch aus Kapazitätsgründen eine Einschränkung auf die Kommunikationsformen Telegramm, Brief, E-Mail, Chat und SMS als elementare Untersuchungseinheiten.¹ Alle fünf Kommunikationsformen sollen auf historische, pragmatische, kompositorische und orthografisch-grammatische Aspekte hin überprüft werden. Mittels dieses mikroanalytischen Vorgehens sollen die Spuren, die die neuen medialen Verhältnisse in der Sprache hinterlassen, herausgefiltert werden. Dass es hier an der Oberfläche der Texte zu feststellbaren sprachlichen Veränderungen kommt, ist sicherlich keine neuartige Erkenntnis, sondern ein sprachwissenschaftlicher Gemeinplatz. Es geht in dieser Untersuchung vielmehr darum, jene in einer Kommunikationsform wiederholt auftretenden sprachlichen Phänomene herauszustellen, die auf die medialen Bedingungen im weiteren und auf Beschleunigungseffekte des jeweiligen Mediums im engeren Sinne zurückzuführen sind.

Die zentralen makroanalytischen Fragen sind dann: Korrelieren bestimmte Kommunikationsformen mit einem bestimmten sprachlichen Register? Ist die Wahl des sprachlichen Registers allein durch das Medium bedingt oder auch durch den situativen Kontext, in dem die Kommunikation erfolgt? Bringen die historisch jeweils neu auftretenden Kommunikationsformen neue Textsorten hervor oder handelt es sich vielmehr um Weiterentwicklungen oder Modulationen von bereits in anderen Medien bestehenden Textsorten? Und schließlich: Welche Funktionen werden diesen Kommunikationsformen im Kontext einer kommunikativen Praxis zugewiesen?

Ziel der Darlegungen ist es, in einem möglichst schlanken, aber facettenreichen Überblick zu zeigen, mit welchen sprachlichen Mitteln neue Kommunikationsbedürfnisse – und damit auch das Bedürfnis nach Steigerung der Vermittlungsgeschwindigkeit von Information – bewältigt werden. Es ist zudem die Absicht dieser Arbeit, die zeitliche Vielfalt und Komplexität des menschlichen Medienhandelns aufzuzeigen und hinsichtlich individueller und sozialer Dimensionen zu beleuchten. Aufgrund des teilweise eingeschränkten Datenmaterials kann die hier vorgenommene Untersuchung allerdings keinen Anspruch auf Re-

¹ Zwar existieren mit der Postkarte, Zettelbotschaften und dem Fax noch weitere schriftbasierte Formen der Alltagskommunikation, wollte man jedoch alle schriftbasierten Kommunikationsformen gleichermaßen berücksichtigen, so ergäbe sich ein fast unüberschaubares Konglomerat an Textvariationen, Schreibsituationen und Nutzungsformen. Zum anderen lässt sich mit den hier gewählten Kommunikationsformen der enge Zusammenhang von Medien-, Kultur- und Sprachwandel am ehesten exemplarisch aufzeigen.

präsentativität und Validität erheben, sondern sie besitzt primär einen explorativen Charakter. D.h., es sollen lediglich Tendenzen aufgezeigt werden, die durch weiterführende, repräsentative Studien verifiziert werden müssten.

Das grundlegende Dilemma, dem auch diese Arbeit verhaftet ist, liegt letztlich darin, dass das Thema selbst ein schnelllebiger Gegenstand ist. So gleicht ein Blick in die zu Beginn der 1990er Jahre publizierten Beiträge zu neuen Medien bereits einem Blick in verstaubte Archive. In diesem Kontext wird besonders deutlich, dass sich die Wirklichkeit stets schneller bewegt als das Nachdenken über sie. Diese Arbeit kann daher nicht mehr als eine Momentaufnahme sein, die gegenwärtige Sprachphänomene erörtert, diese aber gleichsam in einen größeren historischen Kontext stellt, der es ermöglicht, den Deutungshorizont in Bezug auf Sprachwandel zu erweitern, unterschiedliche Perspektiven aufzuzeigen und künftige Entwicklungen antizipatorisch zu erfassen.

2 Begrifflich-theoretische Grundlagen

2.1 Zeit

„Was ist Zeit? Wenn niemand mich fragt, weiß ich es.
Will ich es einem Fremden erklären, so weiß ich es nicht.“
(Augustinus 1982: 14)

Zeit ist ein fundamentales Ordnungsprinzip moderner Gesellschaften und eine Universal-kategorie menschlicher Wahrnehmung. Der Terminus Zeit ist emphatisch hoch besetzt, theoretisch jedoch stets schillernd und diffus geblieben. Dementsprechend weit ist das Feld multidisziplinärer Ansätze, die sich in den letzten Jahrzehnten vermehrt dem Zeitbegriff gewidmet haben. Zeit wird darin begriffen als eine Existenzform der Materie, ein Prozess, ein Lebensgefühl, eine Handlungsdauer, ein Teilungsprinzip und vieles andere mehr (vgl. Kirchmann 1998: 73). „Zeitfragen sind Streitfragen“, lautet die entsprechende Erkenntnis, die Manfred Garhammer (1999: 112) pointiert formuliert. Ein Blick in die Forschungslite-ratur (Heinemann 1986, Fraser 1988, Wendorff 1989, Rudolph/Wismann 1992, Geißler 1997, Adam 2005) zeigt jedoch, dass die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Phänomen Zeit stets in einem für das abendländische Denken bedeutsamen Dualismus mündet: der Auffassung von Zeit als Natur- oder Kulturschöpfung. Naturwissenschaftlich operierende Disziplinen verstehen Zeit als reale, a priori gegebene und physikalisch mess-bare Existenzform, die durch und in sich selbst existiert.² Dagegen deuten Geisteswissen-schaftler Zeit als ein soziales Konstrukt, das sich in den alltäglichen Wahrnehmungsakten der Gesellschaftsmitglieder etabliert und in hohem Maße kulturabhängig ist. Durch gesell-schaftliche Vorgaben und subjektive Erfahrungen fungiert Zeit als grundlegender Orientie-rungsrahmen in der Lebenswelt des Menschen. Sozial bedingte Zeiterfahrungen umfassen sowohl zyklische Strukturen, die für Beständigkeit und Sicherheit stehen, als auch lineare Zeitstrukturen, die sich auf das Moment des Wandels beziehen (vgl. Beck 1994: 89).

Eine soziologische Zeittheorie, an die sich problemlos anschließen ließe, liegt allerdings nicht vor. Niklas Luhmann (1990: 123) beklagt: „Was fehlt, ist eine überzeugende Theorie, die in der Lage wäre, Variationen der Sozialstruktur und Variationen temporaler Strukturen miteinander zu korrelieren.“ Viele soziologische Zeitbetrachtungen, die dies eigentlich leisten könnten, sind eher kulturkritisch ausgerichtet und folgen der Argumentation, dass die moderne Kultur vor ihrem Niedergang stehe, wenn sie sich nicht umweltgerechter

² Die Unhintergebarkeit von Zeit wurde durch Immanuel Kant bestimmt. Nach seiner Position muss Zeit vorweg sein, damit Sinneswahrnehmungen stattfinden können.

Rhythmen erinnere. Dabei wird der Dynamik und Wandlungsfähigkeit gesellschaftlicher Zeitperspektiven oftmals zu wenig Beachtung geschenkt.

In dem hier bearbeiteten Kontext sind vor allem jene Bestimmungsversuche von Zeit hilfreich, die den Geschwindigkeitsbegriff als terminologischen Eckpfeiler der Zeittheorie etablieren (z.B. Kirchmann 1998, Rosa 2005). Geschwindigkeit ist selbst eigentlich keine Erscheinung, sondern eine Relationsmetapher. Aus physikalischer Perspektive handelt es sich dabei um einen „Quantifizierungsmodus von Bewegung“ (Kirchmann 1998: 70). Bewegung ist wiederum nur wahrnehmbar als Veränderung von Raumgrößen innerhalb einer bestimmten Zeitspanne. Geschwindigkeit bezeichnet also letztlich die „Dichte von Räumen“ (ebd.: 160). In der sozialen Praxis wird Geschwindigkeit jedoch nur über ihre Abhängigkeit zu anderen sozialen Ereignissen erfahrbar. Geschwindigkeit bedeutet hier nicht einfach nur eine Zunahme des Tempos,³ sondern geht oft auch mit der Verdichtung von Ereignissen einher. Der Wechsel verschiedener Ereignisse ist wahrscheinlich der wichtigste Faktor, der im Zusammenhang mit dem Gefühl der Geschwindigkeit des Zeitablaufs genannt werden muss. Mit Kay Kirchmann (1998: 163) soll hier auf eine wichtige terminologische Unterscheidung der Begriffe Geschwindigkeit, Schnelligkeit und Beschleunigung hingewiesen werden. Während Geschwindigkeit für die Anzahl der Ereignisse innerhalb eines Zeitfensters steht, bezieht sich Beschleunigung auf die Zunahme der Dichte von Ereignissen. Schnelligkeit entspricht dann einer hohen Dichte von Ereignissen innerhalb eines Zeitfensters. Dauer beschreibt wiederum die Länge der Zeit, in der ein Ereignis abläuft.

2.2 Raum

Ebenso wie beim Begriff Zeit ist der wissenschaftliche Diskurs über die terminologische Bestimmung des Raumes keinesfalls einheitlich, da sich hier die Begriffssysteme mehrerer Disziplinen überschneiden. Die heterogene Verwendung des Raumbegriffs in der Philosophie, der Soziologie, den Raum- und den Planungswissenschaften hat bis heute eher eine allgemeine Begriffsverwirrung hervorgerufen als interdisziplinäre Verständigung gefördert. Im alltäglichen Raumverständnis erweisen sich die Parameter Größe und Distanz als die grundlegenden Kategorien der Raumwahrnehmung. Die physikalische Raumvorstellung orientiert sich am Raum als eine Art Container, in dem sich körperliche Objekte posi-

³ Der italienische Begriff „tempo“ (lat. tempus: Zeit, Zeitmaß) wurde über die Musik als Maß für Zeit und Geschwindigkeit in die deutsche Sprache eingeführt und schließlich semantisch auf „Schnelligkeit“ und „Geschwindigkeit“ eingeeengt.

tionieren. Im Gegensatz zur Zeit lässt sich Raum also stärker an materielle Phänomene anbinden. Die Philosophie erweitert diese Funktion dahingehend, dass erst die Verknüpfung von Objekten und die subjektive Wahrnehmung dieser Verknüpfungen einen Raum ausmachen. Dabei erfolgt die Raumwahrnehmung egozentrisch, d.h., der Bezugspunkt der Raumwahrnehmung ist das Ego, welches von seinem Standpunkt aus Entfernungen, Richtungen, Perspektiven und Reichweiten bestimmt. Ausgehend von prinzipiellen Analogien zur philosophischen Raumauffassung lässt die Soziologie andere Akzentuierungen hervortreten, indem Raum hier als Ort des alltäglichen Daseins der Menschen begriffen wird. Die räumliche Umwelt besitzt dabei eine wesentliche Orientierungs- und Stabilisierungsfunktion für die gesellschaftliche Sozialisation. Erkenntnistheoretisch gibt es demzufolge keine nicht-räumliche soziale Realität.

In dieser Arbeit soll Raum zum einen als real existierender Raum verstanden werden, der aus Entfernungen resultiert und verschiedene Ausprägungen von Distanz und Nähe impliziert, und zum anderen als sozialer Kommunikationsraum, der erst durch kommunikative Handlungen konstituiert und transformiert wird, diese Handlungen aber gleichsam kontextualisierend steuert.

2.3 Interdependenz von Zeit und Raum

Aus sozial- und wahrnehmungstheoretischer Sicht stellt die Symbiose von Raum und Zeit die grundlegende Entität dar, die menschliche Erfahrungen und menschliches Handeln determiniert. Im Raum stellt sich das Nebeneinander der Welt dar, durch Zeit erfasst der Mensch das Nacheinander. Im Bewusstsein der Gesellschaftsmitglieder wird Zeit oft als Zeitraum aufgefasst, der von der Vergangenheit in die Zukunft führt. Dem räumlichen Zeitverständnis entsprechen z.B. Redewendungen vom Fluss der Zeit. Auch in der Wissenschaft hat sich „the timing of space“ und „the spacing of time“ (Nowotny 1990: 14f.) zu einem grundlegenden sozialanalytischen Nexus herausgebildet.

Im Hinblick auf den gesellschaftlichen Modernisierungsprozess sind Raum und Zeit allerdings nicht gleichberechtigt. Die Dehnung der Zeithorizonte im menschlichen Zeitbewusstsein vollzog sich zunächst sehr viel mühsamer als die entsprechende Weitung der Raumhorizonte. Die „Geburtsstunde der Moderne“ stellt nach Hartmut Rosa (1998: 61f.) die Einführung der mechanischen Uhr in den gesellschaftlichen Alltag dar. Indem von nun an die Zeit unabhängig von räumlichen Parametern angegeben werden kann, „emanzipiert“ (ebd.) sie sich von den Qualitäten des Raumes. Die Korrelation von Raum und Zeit, die

festlegt, dass die Überwindung einer weiten Strecke entsprechend längere Zeit beansprucht, bleibt aber über Jahrhunderte hinweg bindend. Erst mit der immer schnelleren Überwindung großer Distanzen durch neue Fortbewegungs- und Kommunikationsmittel verliert, wie im Folgenden noch detailliert beschrieben wird, der Raum seine Bedeutung als Bezugsgröße der Wahrnehmung zugunsten einer allgemeinen Beschleunigungsmaxime. Das jahrhundertlang proportional gestaltete Verhältnis von Raum und Zeit verschiebt sich also dahingehend, dass der zeitliche Aufwand für die Distanzüberbrückung eines konstant großen Raumes immer geringer wird, d.h., die Entfernung wird gleichsam mitentfernt. Der mit diesem sozialen Prozess einhergehende Wandel herkömmlicher Raum- und Zeitvorstellungen und dessen Auswirkungen auf kommunikative Praktiken und Sprachanwendungen sind Gegenstand dieser Arbeit.

2.4 Medien

Was sind Medien? Die Frage klingt angesichts eines alltagssprachlich inflationär gebrauchten Begriffs einfach. Entfernt man sich jedoch von der intuitiven alltagssprachlichen Verwendung des Begriffs auf eine wissenschaftliche Theorieebene, wird rasch deutlich, wie defizitär die Versuche sind, sich einer Phänomenologie der Medien bzw. des Medialen zu nähern. Die Komplexität der medientheoretischen Ansätze ergibt sich nicht unbedingt aus der Fülle der medienrelevanten Themen, sondern sie basiert vielmehr auf einer ebenso vielfältigen Verwendung der Begriffe „Medium“ und „Medien“. Um nicht völlig in der Masse all jener Theorien zu versinken, die sich im entferntesten Sinne mit Medien beschäftigen, soll hier eine Eingrenzung auf diejenigen medientheoretischen Ansätze erfolgen, die eine direkte, rekonstruierbare Verbindung zu sprachlichen Kommunikationsprozessen aufzeigen. Damit bleibt der technologisch-materialistische Ansatz, der auf Medien wie Radio, Film, Fernsehen etc. zielt, zunächst unberücksichtigt. Aus kommunikationstheoretischer Sicht kristallisieren sich aus dem Gesamtspektrum von Verwendungsweisen drei Anwendungsbereiche des Medienbegriffs heraus, die für den hier erörterten Kontext relevant erscheinen: die primären Wahrnehmungsmedien wie Raum und Zeit, die sekundären Medien wie Bild und Schrift sowie die technischen Medien. Die Verwendung des Terminus Medien erscheint bereits bei Wahrnehmungskategorien wie Raum und Zeit plausibel, denn die hier erzeugte Medialität ermöglicht dem Menschen, „seine Umwelt loszulassen und sie in neuer Weise zu begreifen“ (Kirchmann 1998: 59). Nach Sybille Krämer (1988: 14) entfal-

ten diese primären Medien eine „Wirkkraft, welche die Modalitäten unseres Denkens, Wahrnehmens, Erfahrens, Erinnerns und Kommunizierens prägt“. Medialität entsteht nach diesem Verständnis genau dann, wenn eine deutbare Zeichenkonfiguration geschaffen und anderen zur Deutung angeboten wird. Das ursprünglichste Kommunikationsmedium in dieser Reihe stellt das Zeichensystem Sprache dar, denn jedes weitere, auf der Sprache aufbauende Medium führt vom Signifikaten weg.⁴

Ein semantisch weiter gefasster Medienbegriff bezieht andere semiotische Kommunikationsmedien wie Bild, Schrift und Ton mit ein. Unter diesen Medienbegriff fällt z.B. die mediale Realisierung von Kommunikation in mündlicher oder schriftlicher Form. Den dritten großen Gebrauchskontext stellen die technischen Verbreitungs-, Verarbeitungs- und Speichermedien dar. Dabei wird meist unterschieden zwischen Massenmedien, die Information an ein großes Publikum verteilen, das auf diese nur eingeschränkt reagieren kann, und interpersonalen Medien, die auf den kommunikativen Austausch von mindestens zwei Personen angelegt sind. Im Rahmen einer interdisziplinären Konzeption medienwissenschaftlicher Forschung stellt sich dann die Frage, wie Veränderungen im Bereich der technischen Verbreitungs- und Verarbeitungsmedien zur Transformation der basalen Kommunikationsmedien führen und wie diese wiederum die Wahrnehmungsmedien reorganisieren können.

Jüngere medienwissenschaftliche Publikationen, die das Ziel einer Periodisierung von Kommunikationsmedien verfolgen, widmen sich vermehrt den so genannten „neuen Medien“, hinter denen sich zumeist das Phänomen der Digitalität und Vernetzung verbirgt. Während sich das Wortgefüge „neue Medien“ im wissenschaftlichen Gebrauchskontext erstaunlich schnell etabliert hat, erscheinen die entsprechenden Definitionsversuche noch immer konturlos und kryptisch. In dieser Arbeit soll diese Begriffsverwirrung bewusst umgangen werden, indem mit neuen Medien hier all jene Verfahren und Mittel gemeint sind, die mit Hilfe neuer Technologien neuartige, d.h. bisher nicht gebräuchliche Formen von Informationserfassung, -übermittlung und -speicherung ermöglichen. Medienhistorisch gesehen bringt somit jede Epoche eigene neue Medien hervor, die zu einer späteren Zeit eventuell als veraltet gelten. In diesem Sinne kann Mediatisierung als Metaprozess sozialen Wandels verstanden werden, d.h., es handelt sich um eine von vielen miteinander verwobenen sozialen Entwicklungslinien, an der sich der soziale Wandel einer Gesellschaft exemplarisch studieren lässt.

⁴ Insofern man Sprache selbst als Medium begreift, ergibt sich für den Untersuchungsgegenstand „Sprachwandel in und durch neue Medien“, dass es dabei stets um Wandlungsprozesse einer medialen Repräsentation in einem anderen Medium geht.

2.5 Kommunikation

Ein Blick in die gegenwärtige Forschungsliteratur (z.B. Merten 1994, Holly 1997) zeigt, dass die Arbeiten, die den Begriff Kommunikation in ihr Theoriegebäude einbetten, derzeit zwischen einer Begriffsreduktion und -inflation oszillieren. Die semantische Unbestimmtheit, mit der der Begriff Kommunikation behaftet ist, resultiert aus der Mannigfaltigkeit der Wissenschaftsdisziplinen und Alltagsbereiche, in denen der Begriff heute gebraucht wird. Es können im Rahmen dieser Arbeit nicht alle entsprechenden, von der Kommunikations- und Konversationsforschung ausgearbeiteten Kommunikationsmodelle vorgestellt werden. Zu eng erscheint hier auch die Beschränkung von Kommunikation auf das Face-to-Face-Gespräch (Konversationsanalyse) bzw. auf die Distribution von Information (Kommunikationswissenschaft). Letztere operiert mit einem Kommunikationsmodell, das die Verbreitung von Aussagen von einem Sender⁵ zu einem Empfänger und der damit verbundenen Modulation der Botschaft zu erklären versucht. In diesem Zusammenhang ist es üblich, von publizistischen Kommunikationsmedien zu sprechen und sich so ohne eine weitere terminologische Spezifizierung auf das zu konzentrieren, was die Massenkommunikationsforschung untersucht, nämlich Zeitung, Radio und Fernsehen. Der Prozess der Kommunikation beginnt aber nicht erst beim physiologischen Wahrnehmen der Schallwellen durch den Empfänger, sondern bereits beim Sender, der sich bei der Produktion seiner Äußerungen darum bemüht, verstanden zu werden bzw. seine Botschaft in einen bestimmten Kontext zu stellen. Kommunikation impliziert also immer einen wechselseitigen intersubjektiven Informationsaustausch, d.h., es handelt sich um ein Miteinander-in-Beziehung-Treten von Menschen zum Austausch von Informationen. Ein Kommunikationsmedium ist nach diesem Verständnis alles, was den Bezug zwischen den Gedanken des Senders und denen des Empfängers ermöglicht. Die grundlegende Prämisse für das Gelingen eines Kommunikationsaktes ist ein gemeinsames Repertoire an sprachlichen Zeichen, aber auch die Beachtung von bestimmten sozialen Regeln sowie ähnliche Erwartungen und Kommunikationsziele (vgl. Goffman 1980, 1986).

⁵ Wenn hier und im Folgenden nur männliche Formen gebraucht werden, so hängt das nicht mit mangelndem Bewusstsein für eine Geschlechterdifferenzierung zusammen. Vielmehr sind die Bezeichnungen als Ausdruck für Kategorien oder Typen kommunizierender Personen zu verstehen, d.h., sie umfassen immer sowohl weibliche als auch männliche Kommunikationsteilhaber.

3 Zum Beschleunigungsdiskurs

„Eins-zwei-drei – im Sauseschritt
läuft die Zeit! Wir laufen mit!“

(Busch 1877)

Das Phänomen sozialer Beschleunigung hat inzwischen seine eigene Mythologie hervorgebracht, die in Diskussionen um den gegenwärtigen gesellschaftlichen Tempokult deutlich zutage tritt. Während Geschwindigkeit im öffentlichen Diskurs als ein positiver Impetus moderner westlicher Gesellschaften dargestellt wird,⁶ sehen viele Gesellschaftskritiker darin ein Menetekel abendländlicher Kultur. So wird in philosophischen und sozialwissenschaftlichen Überlegungen zur Postmoderne explizit danach gefragt, welches die Auswirkungen der Beschleunigung für die Wahrnehmung und das Bewusstsein des Menschen sind. Barbara Adam (2005: 80) konstatiert zunächst, westliche Gesellschaften würden einem Geschwindigkeitssyndrom unterliegen. Auch Garhammer (1999: 446f.) identifiziert Beschleunigung und Zeitverdichtung als Haupttrends der gesamtgesellschaftlichen Entwicklung im 20. Jahrhundert. Dabei ist die soziale Beschleunigung zu einem sich selbst antreibenden Prozess geworden. Laut Peter Borscheid (2004: 274) kommt dem Tempo die herausragende Rolle eines „großen Kulturrevolutionärs“ zu, wobei hier technologischer Fortschritt mit sozialem Fortschritt gleichgesetzt wird. Für Gerhard Schulze (2004: 24) ist das in zunehmender Schnelligkeit zum Ausdruck kommende „Steigerungsdenken“ Bedingung von Geschichte und menschlicher Lebendigkeit schlechthin. Es ist also eine gängige These, dass sich das Zeitgefühl der Menschen in der abendländlichen Kultur beschleunigt. Dass dieses Faktum keinesfalls nur euphorische Zukunftsszenarien hervorruft, wird im folgenden Kapitel präzisiert.

3.1 Beschleunigungskritik

Auf einen technischen Beschleunigungszug in der Gesellschaft folgt in der Regel ein Entschleunigungsdiskurs, in dem die Sehnsucht nach einer langsameren Welt nostalgisch stilisiert wird. Dieser Topos zieht sich durch die gesamte Mediengeschichte und findet seinen aktuellen Höhepunkt in kulturpessimistischen Diagnosen über die sozialen Auswirkungen digitaler Medien. Das Gros der Beschleunigungstheoretiker vertritt einen informa-

⁶ Dagegen sind Schnelligkeit und Eile in Ländern des Nahen Ostens, Afrikas und Südamerikas negativ besetzte Begriffe. „Pole pole“ (Kiswaheli: „langsam“) ist bspw. eine ostafrikanische Lebensmaxime.

tionstheoretischen Ansatz, indem sie Kommunikation mit Informationstransport identifizieren. Dabei geht die Wirkungsrichtung der Information von der Technik aus, deren materielle Merkmale dann soziale und kulturelle Zustände in einer Gesellschaft determinieren und zu einer veränderten Wahrnehmung von Raum und Zeit führen.

Die kulturpessimistische These von der Beschleunigung ist aber keinesfalls neuartig oder ein ausschließlich postmodernes Phänomen. Klaus Beck (1994: 335) zufolge handelt es sich bei der Erfahrung des Gehetztseins und der Beschleunigung um eine „genuin moderne“ Erfahrung. So sind der Geschwindigkeitswahn, das Leben auf der Überholspur und die Hektik des Alltags bereits seit der Industriellen Revolution populäre Topoi der sozial- und kulturwissenschaftlichen Gegenwartskritik. Literarisch beklagte bereits Heinrich Heine den für ihn befremdlichen Geschwindigkeitsmodus der Eisenbahn; der soziale Beschleunigungsschub zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde durch die Vertreter des Expressionismus aufgegriffen und in apokalyptischen Szenarien verarbeitet, und auch der Schriftsteller Robert Musil (1978) zeigte sich besorgt über ein modernes Leben, das voll ist von Geschwindigkeiten, für die es keine sprachlichen Ausdrücke gibt.⁷

Die zunehmende Vernetzung sozialwissenschaftlicher Schulen und philosophischer Denktraditionen in Europa und Nordamerika in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ließ einen kulturkritischen Diskurs entstehen, der allgemein hin mit dem Etikett „postmodern“ versehen wird. Der Kulturanthropologe Arnold Gehlen (1963: 313) leitete die aktuelle Klage über die soziale Beschleunigung ein, indem er auf den revolutionären Charakter des Veränderungsprozesses verwies: „Unsere Kultur ist von einer Beeilung gekennzeichnet, die sich von jeder jemals dagewesenen unterscheidet.“ Als erster Kommunikationswissenschaftler äußerte sich Marshall McLuhan (1967) kritisch zu sozialen Beschleunigungsvorgängen, indem er eine unreflektierte Transformation des gesellschaftlichen Zeitbewusstseins durch neuartige Medienentwicklungen konstatierte. Neuen Antrieb erhielt die Beschleunigungsthese in den späten 1970er und frühen 1980er Jahren im Zuge der Verbreitung neuer elektronischer Datenspeicherungs- und Kommunikationstechniken. Doch erst der Medientheoretiker Paul Virilio (1993) verschaffte dem Thema Geschwindigkeit und Medien eine breite Aufmerksamkeit innerhalb der Medien- und Kulturwissenschaft. Virilio begreift das Raum-Zeit-Kontinuum als einen Geschwindigkeitsraum und hypostatisiert Geschwindigkeit zu einem Geschichtsmotor sui generis: „Die Geschichte des

⁷ In seinem Essay „Geschwindigkeit ist eine Hexerei“ setzt sich Musil mit Geschwindigkeitsmetaphern der deutschen Gegenwartssprache auseinander und stellt verwundert fest, dass „Geschwindigkeiten [...] merkwürdigerweise das Konservativste [sind], was es gibt. Trotz Eisenbahn, Flugzeug, Automobil, Tourenzahl, Zeitlupe sind ihre äußersten Grenzen heute noch die gleichen wie in der Steinzeit; schneller als der Gedanke oder Blitz und langsamer als eine Schnecke ist die Sprache nicht geworden.“ (Ebd.: 687)

Menschen läßt sich als endloser Wettlauf mit der Zeit beschreiben.“ (Ebd.: 7) Im Zentrum von Virilios so genannter Dromologie als Wissenschaft steigender Geschwindigkeiten steht die Analyse der Wechselbeziehungen von Geschwindigkeit und Kriegs- und Medientechnologien. Mittels programmatischer Leitkategorien wie Beschleunigung und Mobilisation zeichnet Virilio ein kulturkritisches Panorama der Menschheitsgeschichte, in der die Geschwindigkeit der Kommunikationsmittel exponentiell ansteigt und schließlich ihren Endpunkt in einem „rasanten Stillstand“ finden wird:

„Das Zeitalter der intensiven Zeit ist nicht mehr das der physischen Transportmittel. Es ist, im Gegensatz zu derjenigen der vormals *extensiven Zeit*, ausschließlich das des Telekommunikationsmittels, anders gesagt: *dasjenige des Auf-der-Stelle und der häuslichen Bewegungslosigkeit*.“ (Ebd. 1998: 44, Kursivsetzung im Orig.)

Virilio wertet die vom Menschen erfundenen technischen Apparaturen als Instrumente zur Erzeugung von Bewegungsillusionen, die die ursprüngliche Raum- und Zeiterfahrung verfälschen. Der Mensch sei dabei das schwächste Glied in einer Geschwindigkeitskette, die er selbst ausgelöst habe (ebd. 1993: 10).

Auch Götz Großklaus (1994, 1997) weist beharrlich darauf hin, dass durch die modernen Medien Raum und Zeit neu konstituiert werden. „Das mediale Zeitkonstrukt, das auf Beschleunigung, Zerlegung, Sprüngen und Intervallauflösung ‚ruht‘, verabschiedet sich radikal vom Konstrukt geschichtlicher Zeit“ (ebd. 1994: 45), so lautet das medienkritische Lamento, das sich durch seine Arbeiten zieht. Von einer „Verzerrung der Erfahrungen“ im Zuge der Beschleunigung des sozialen Wandels in der Moderne geht ebenso Reinhard Kosselleck (1979: 239) aus. Karlheinz A. Geißler (1999: 24) verliert sich allzu oft in einer polemischen Rhetorik, wenn er beschreibt, wie die neuen Kommunikationstechnologien die „Bodenhaftung des Menschen [aufheben]“. Er tendiert dazu, die Akteursfunktion von den Menschen auf die Medien zu übertragen. Ähnliches gilt für Bernd Guggenberger (1991: 50), der eine „hypereffiziente Nanosekundenkultur“ diagnostiziert, die den Reizimpulsen der Medien unmündig gegenübersteht und damit eine Gesellschaft ist, „die sich von ihren Herkunftspflichten lossagt“.

Ulrich Schmitz' (1997) Überlegungen sind dagegen sprachdidaktisch motiviert. Nach seiner Ansicht ist der gesellschaftliche Umgang mit den neuen digitalen Medien geprägt durch „Beschleunigung und Beweglichkeit“, die einander antreiben, „bis immer flüchtigere Produktion und Rezeption die hergebrachten kognitiven Fähigkeiten der Menschen übersteigt“ (ebd.: 147). Dieser Entwicklung könne man nur durch „widerständiges Lesen, Selbstdisziplinierung zur Langsamkeit und Pflege alter Medien“ (ebd.) entgegenwirken.

Schulze (2004: 103) erkennt im gegenwärtigen Tempokult ein hedonistisches Motiv, das aus der euphorisierenden Wirkung der Transportbeschleunigung und Erlebnisverdichtung resultiert, und warnt vor einer Steigerungslogik, die in einer „ständigen Störung des Dableibens durch das Weiterziehen“ mündet.

Jeder der hier genannten Medientheoretiker erarbeitet zwar einen ganz eigenen, in sich kohärenten Zugang zur medialen Beschleunigungsgeschichte, in ihren programmatischen Thesen kanalisieren sich diese Ansätze jedoch zu einer nahezu einheitlich vorgetragenen Kulturkritik, die mittels Metaphern wie Atemlosigkeit, Krankheit und Verfall der Gesellschaft vorgetragen wird. Ein Grund für diese medienskeptische Einstellung ist der Zusammenhang zwischen der Geschwindigkeit der technischen Entwicklungen und der Zeit, die Menschen in der Regel benötigen, um die Folgen solch medialer Umwälzungen sozial, kommunikativ und psychisch zu bewältigen. Viele Diskurse erschöpfen sich allerdings in monokausalen Zuweisungen, in denen ausschließlich die Medien als Auslöser für gesellschaftliche Beschleunigungsschübe ausgemacht werden. Eine Reflexion über die tatsächlichen Zusammenhänge von Temporalität und Medialität bleibt allzu oft aus.

Dennoch ist der Vorwurf einer unkontrollierten Geschwindigkeitssteigerung von sozialen Praktiken nicht von der Hand zu weisen – dafür sprechen die eingangs erwähnten Beschleunigungseffekte, die sich gegenwärtig durch alle gesellschaftlichen Bereiche ziehen. Die Berücksichtigung medialer Konditionen und Implikationen erscheint in diesem Zusammenhang notwendig, gleichwohl verengt eine mediendeterministische Sichtweise aber den Blick auf mögliche gesamtgesellschaftliche Zusammenhänge, aus denen Beschleunigungsphänomene hervorgehen. Dass die Medien in dieser Arbeit dennoch als Ankerpunkt sozialer Beschleunigungsprozesse behandelt werden, hat allein methodische Gründe, denn hier geht es um eine spezifische Betrachtung sprachlichen und kommunikativen Wandels. Tatsächlich besitzen Medien aber weder eine universale Allmacht, noch sind sie Akteure im eigentlichen Sinne. Sinnvolle Medienkritik muss daher – wie auch Sprachkritik – bei der Verwendung der medialen Angebote ansetzen und in einem empirischen Kontext problematisiert und erörtert werden.

3.2 Mediengeschichte der Beschleunigung: Wahrnehmungswandel durch neue Kommunikationstechnologien

„Am Anfang war die Langsamkeit“
(Borscheid 2004: 17)

Sprache und Kommunikation unterlagen schon immer einer kontinuierlichen Mediatisierung, in deren Verlauf die ursprünglich primären Formen des Weltbezugs und des Informationsaustauschs von medialen Surrogaten überlagert und verändert wurden. In der Fachliteratur existieren unterschiedliche Entwürfe zur Periodisierung der medialen Evolution. Das theoretische Defizit, das dabei auftritt, besteht in dem einseitigen Vorgehen vieler Medienhistoriker, die Mediengeschichte von ihrem Ende her zu betrachten – von der plötzlichen Omnipräsenz bestimmter Medienprodukte, deren eine historische Entwicklung aberkannt bzw. nur insofern zugestanden wird, als dass düstere Prognosen über deren zerstörenden Charakter auf die Zukunft projiziert werden. Nur selten ist der Versuch unternommen worden, die Antriebskräfte der Medienentwicklung transparent zu machen und Mediengeschichte als umfassende Kommunikationsgeschichte, die von sozialen Wahrnehmungs- und Handlungsmustern geprägt ist, zu schreiben. So verstanden entfaltet sich die mediale Produktion und Rezeption funktional im Kontext des alltäglichen Lebens, das eine bestimmte Entwicklungsstufe repräsentiert. Mit Harry Pross (1987: 14) gesprochen soll Mediengeschichte deshalb als „ein vergesellschaftliches Ensemble an Kommunikationsmitteln“ interpretiert werden, wobei sich diese Kommunikationsmittel evolutionär ausdifferenziert und an die jeweiligen gesellschaftlichen Verhältnisse und Kommunikationsbedürfnisse angepasst haben.

Auch das von Großklaus angewandte Theorem, Mediengeschichte auf der Grundlage des menschlichen Wahrnehmungswandels von Raum und Zeit durch neue Kommunikationstechniken aufzuarbeiten, findet in dieser Arbeit Berücksichtigung, denn „mediengeschichtliche Übergänge bezeichnen immer auch Wendepunkte der raumzeitlichen Orientierung“ (ebd. 1997: 3). Bei Werner Holly (1997: 65) heißt es dazu: „Die gesamte Mediengeschichte lässt sich als der fortgesetzte Versuch sehen, die räumlichen und zeitlichen Beschränkungen der direkten Kommunikation zu überwinden, wobei aber jeweils wiederum neue Beschränkungen entstehen.“ Einen theoretischen Zugang zu der Beschreibung von Mediengeschichte als Beschleunigungsgeschichte eröffnet Kirchmann (1998: 7), demzufolge die „mediale Beschleunigung [...] die Rolle des Geschichtsmotors [spielt]“. Kirchmann versucht, eine Theorie der Interpendenzen von Medien, Zeit und Geschwindigkeit zu erarbeiten, und begreift den Zivilisationsprozess der Moderne als eine zunehmende Ver-

dichtungsbewegung, die durch die beschleunigte Mediatisierung aller Lebenszusammenhänge vorangetrieben wird. Die „Moderne“ als entscheidende mentalitäts- und mediengeschichtliche Zäsur wird trotz der Unschärfe des Begriffs von vielen Medientheoretikern aufgegriffen, um den mit der Industriellen Revolution einsetzenden Zustand einer „unaufhörlichen Dynamik“ (Rosa 1998: 71) terminologisch und zeitgeschichtlich zu erfassen. Rosas Ausgangshypothese ist, dass die Erfahrung der Modernisierung eine Erfahrung der Beschleunigung ist. Pointierter formuliert dies Thomas H. Eriksen (2001: 159): „Modernity is speed.“ Die Autoren erarbeiten ihre Beiträge entlang der Prämisse, dass erst die Modernisierung eine Transformation der Zeitstrukturen und -horizonte mit sich brachte, von denen sich das Beschleunigungsprinzip als kulturprägende Kraft durchgesetzt hat.

Borscheids (2004) Kulturgeschichte der Beschleunigung setzt bereits bei der Dynamisierung der europäischen Städte im Mittelalter an. Borscheid zeigt auf, dass soziale Praktiken bis in die frühe Neuzeit hinein durch das Credo der Langsamkeit bestimmt waren (ebd.: 22ff.). Ab dem 15. Jahrhundert etablierte sich in Europa ein neues Sozialgefüge, das auch auf einem neuen Zeitbewusstsein beruhte. Kaufleute erkannten die ökonomische Bedeutung von Zeit, indem sie Zeit fortan als eine im Raum zurückgelegte Entfernung definierten und deshalb auf eine Beschleunigung des Warenverkehrs drängten. Ausgehend von einer Zeitindifferenz in archaischen Gesellschaften kann die wachsende Zeitsensibilität also durchaus als Symptom für das Fortschreiten des Zivilisationsprozesses gesehen werden.

Die Entstehung des Zeitungswesens im 17. Jahrhundert förderte nicht nur die Herausbildung einer bürgerlichen Öffentlichkeit, sondern sorgte auch für einen enormen Beschleunigungsschub in der Nachrichtenverbreitung. Während Nachrichten bislang vom großstädtischen Epizentrum in die ländliche Peripherie über mehrere Mittler in Postkutschen übertragen wurden, fluktuierte die Nachrichtenverbreitung nun gleichsam in alle Richtungen. Die Leser verlangten nach Neuigkeiten, die in immer kürzeren Intervallen geschrieben, gedruckt und in den Städten verbreitet wurden. „Die Sucht nach Aktualität nimmt ihren Anfang“ kommentiert Borscheid (2004: 61) diese entscheidende sozialgeschichtliche Zäsur, die den Nachrichtenverkehr der folgenden Jahrhunderte bestimmte.⁸

Die schnelle Verbreitung von Nachrichten ermöglichte ein schnelleres Reagieren auf Veränderungen und führte zu einer realen Beschleunigung des sozialen Wandels. Doch neben der unaufhaltsamen Dynamisierung der Städte, in denen sich der neue Geschwin-

⁸ Da es bekanntlich nichts Älteres gibt als die Zeitung von gestern, sind Tageszeitungen seit jeher ein Produkt der Beschleunigung. Im selben Zuge entstand eine „Entsorgungskultur“, indem Nachrichten so schnell verschwanden, wie sie aufgetaucht sind.

digkeitsdrang permanent entlud, entstanden vor allem im Bestreben nach schneller Überwindung des Raumes zwischen den Städten neue Geschwindigkeitsstandards. Der erste kulturgeschichtliche Schock stellte sich genau in einem Moment ein, in dem Bewegung und Wahrnehmung zusammenfallen, nämlich bei der Reise bzw. konkret: der Reise mit der Eisenbahn.

Die Einführung der Eisenbahn und die Ausweitung des Schienennetzes im 19. Jahrhundert erweist sich rückblickend als eigentliches Vehikel eines neuen Zeitverständnisses. „Sie gibt der Zeit ein neues Tempo.“ (Borscheid 2004: 116) Wolfgang Schivelbusch (1977) beschreibt anhand von zeitgenössischen Quellen die Veränderung der räumlichen Verhältnisse durch die Geschwindigkeit der Eisenbahn. Während die Dauer einer Reise mit der Pferdekutsche bislang an die topografischen Bedingungen des Reiseweges gebunden war, veränderte die lineare Streckenführung und Mechanisierung der Eisenbahn diesen Qualitätsaspekt entscheidend. Der in seinem Wesen statische Landschaftsraum wandelte sich zu einem dynamischen Geschwindigkeitsraum, in dem die Konturen menschlich wahrnehmbarer Formen verschwammen. Die Bewegung des Zuges durch die Landschaft wurde als Bewegung der Landschaft selbst wahrgenommen. Das Neuartige der Fortbewegung wurde von vielen Zeitgenossen als Schock und als nervliche Überforderung empfunden, die mit der Angst einherging, der menschliche Körper könne dem Tempo der Fahrt nicht gewachsen sein.⁹ Die Menschen sahen sich erstmals mit einem technischen Medium konfrontiert, das das zu Erkennende vorgibt – eine Erfahrung, die sich als grundlegend für alle folgenden Medienanwendungen erweist. Es erschienen immer mehr Berichte über die Wahrnehmung einer ungeheuren Beschleunigung der Zeit in der Geschichte, begleitet von einer Diskussion um Neurasthenie und andere Gesundheitsschäden. Die Eisenbahn führe zur Schrumpfung des Raumes und zur Vernichtung von Zeit – so das gängige Topos, mit dem die technische und kulturhistorische Wirkkraft der Eisenbahn immer wieder umschrieben wurde. Damit begann eine öffentliche Diskussion, die bereits gegenwärtige medienkritische Szenarien antizipatorisch aufgriff.

Parallel zum steigenden Eisenbahnverkehr im 19. Jahrhundert trug die Dynamisierung unterschiedlichster sozialer Vorgänge auf nahezu allen Ebenen der Gesellschaft zu einer allumfassenden Beschleunigung bei. Es entstanden Banken und Aktiengesellschaften, die den Geldkreislauf in Bewegungen setzten; die Gründung von Zollvereinen minimierte den Zeitaufwand des kontinentalen Warentransports; und auch die Durchsetzung einheitlicher Landessprachen, Währungen, Zeitzonen und zentralisierter Verwaltungen im Zuge der

⁹ Anfangs erreichten die Eisenbahnen im Schnitt 30 bis 50 km/h.

Herausbildung von Nationalstaaten in Europa erwies sich als enormer Entwicklungsbeschleuniger.

Doch das an technischen Innovationen so reiche 19. Jahrhundert brachte neben der Industrialisierung der Warenproduktion und des Personenverkehrs eine weitere kulturgeschichtlich bedeutsame Neuerung: die Datenfernübertragung mittels Telegrafie. Bislang wurden Nachrichten per Bote, Pferd, Vogel oder auf Postkutschen und Schiffen übermittelt. Dabei war die Geschwindigkeit, mit der über Entfernungen hinweg kommuniziert werden konnte, vom Tempo des Transportmittels, vom Zustand der Verkehrsinfrastruktur und von der Witterung abhängig. Basierend auf der Erfindung des optischen Telegrafen durch Claude Chappe, der optisch wahrnehmbare Zeichen an einen Schriftcode koppelte, beschloss die französische Regierung im Jahr 1791 den Ausbau eines weit reichenden Telegrafennetzes als wichtiges Instrumentarium künftiger Kriegsstrategien. Das geschaffene Netz verlief entlang von Zwischenstationen, die mittels Fernrohr Sichtkontakt zueinander halten konnten – dies jedoch nur bei Tageslicht und günstigen Witterungen. Trotz offensichtlicher Stabilitätsmängel war der erzielte Geschwindigkeitssprung enorm. Mediengeschichtlich lag die Novität des Telegrafen darin, dass es mit ihm erstmals gelang, das Alphabet der Schriftsprache zu kodieren und es während der Übermittlung von seinem ursprünglichen Trägermaterial abzulösen.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhundert wurde die Elektrizität als Möglichkeit zur Nachrichtenübermittlung erkannt. Samuel Morse erfand einen Telegraf auf der Basis elektromagnetischer Schwingungen und eines spezifischen Codes.¹⁰ Diese Form der Telegrafie schuf neue raumzeitliche Gegebenheiten, indem es nicht mehr physische Objekte, sondern Informationen transportierte. „Erstmals und radikal überwindet die Technik der Telekommunikation alle natürlichen Schranken“, kommentiert Karlheinz Jakob (1999: 112) diesen kulturgeschichtlichen Fortschritt. Auch Gundolf Freyeremuth (2002: 27) bezeichnet den mit der Telegrafie einhergehenden Wandel als „kategorial“, denn „aus kommunikativen Fern- wird Nahverkehr“. Peter Glotz (1999: 16) geht noch einen Schritt weiter und deutet die Telegrafie als „Startschuß der modernen computervermittelten Kommunikation“, da sich mit dieser Kommunikationsform die technischen Grundlagen der heutigen Kommunikationswege etablierten. Die Weiterentwicklung des Morse-Telegrafen führte zur Erfindung des Fernschreibers, durch den Nachrichten in normaler Schrift versendet und empfangen werden konnten, da die Codierung von der Maschine selbst übernommen

¹⁰ Durch das Drücken einer Taste öffnete bzw. schloss sich der Stromkreis und produzierte so binäre Signale, die über einen Metalldraht zum Empfänger gelangten. Die empfangenen Stromimpulse erschienen als Punkte oder Striche auf einem Papierstreifen.

wurde. Dies war die Geburtsstunde des Telegramms. Ab 1870 wurden immer mehr Postämter mit dieser Technik ausgestattet, die sie fortan bürokratisch verwalteten. Doch das Telegrafieren erwies sich in der Praxis als aufwendig und teuer, so dass der Nachrichtenaustausch per Telegraf im 19. und frühen 20. Jahrhundert überwiegend der Wirtschaft und den Staatsregierungen vorbehalten blieb.¹¹ Dennoch haben sich die Telegrafie-Systeme fortlaufend verbessert, indem die Übertragungsgeschwindigkeit immens erhöht und mechanische Verbindungen durch elektrische Schaltungen abgelöst wurden.

Ebenfalls noch im 19. Jahrhundert ließ Alexander Graham Bell ein Gerät patentieren, das die menschliche Stimme über elektromagnetische Schwingungen überträgt und das der schriftlichen Fernübertragung, dem Telegramm, schon sehr bald den Rang abzulaufen drohte: das Telefon. Zunächst bestand eine Konvergenz zwischen beiden Medientechniken dahingehend, dass Phonogramme an einer Vermittlungszentrale per Telefon aufgegeben und als Telegramm weiter verschickt wurden. Doch das Telefon deklassierte den Telegraf innerhalb weniger Jahre. „Der Telegraf bleibt ein institutionell abgeschirmtes Artefakt“, resümiert Jakob (1999: 115) die eingeschränkte Wirkkraft dieses Kommunikationsmediums.

In den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts wurde zunächst das Automobil zum Motor einer neuen Geschwindigkeitsepoche. Doch was die motorisierten Maschinen für die beschleunigte Bewegung von Körpern im Raum bewirkten, leisteten neu aufkommende mediale Mechanismen für den beschleunigten Transport von Information. Neue Bild- und Informationsmedien sorgten für neue Zeitmuster und eine weitere Tilgung räumlicher Distanzen. So verbirgt sich in der Fotografie der kulturgeschichtlich erste Akt medialer Vergegenwärtigung, indem ein Foto einen augenblicklichen Zugang zu etwas Vergangenen gewährt. Der Fotografie folgte der Film, der die statischen Bildausschnitte des Fotos dynamisiert und per Montage mehrere Bildsegmente aufeinander folgen lässt.¹² Einige Jahrzehnte später sorgte schließlich das Fernsehen für eine nochmals beschleunigte Sequenzierung von Bildern.

Dass die Intervalle medialer Innovationen immer kürzer werden, scheint sich zu einer Gesetzmäßigkeit der Mediengeschichte im 20. und beginnenden 21. Jahrhundert zu entwi-

¹¹ Letztere nutzten die Übertragungstechnik besonders häufig vor und während des Ersten Weltkrieges, was Konsequenzen für die Diplomatie und Kriegsführung hatte: Das unmittelbare Bekanntwerden weit entfernter Ereignisse durch die Telegrafie verlangte eine ebenso unmittelbar erfolgende Reaktion. Die bisher gültigen langen Phasen der Reflexionen, Konsultationen und Beschwichtigungen wurden durch das plötzlich erhöhte Kommunikationstempo völlig negiert. Auch bei den folgenden kommunikationstechnischen Erfindungen waren militärische Aspekte die treibende Kraft.

¹² Eine detaillierte Beschreibung der medientechnischen Etablierung von Fotografie und Filmtechnik und ihre Auswirkungen auf den menschlichen Wahrnehmungsapparat bietet Großklaus (1994, 1997).

ckeln, wie der Kommunikationswissenschaftler Klaus Merten (1994: 153) bemerkt: „In immer kürzerer Zeit entstehen *immer mehr Medien* und umgekehrt: Je mehr Medien entstehen, umso schneller entstehen *noch mehr Medien*.“ (Kursivsetzung im Orig.) Parallel zur medialen Akzeleration erfolgte gerade in den 1980er und 1990er eine Komplexitätssteigerung medialer Angebote, die an den Computer als Verarbeitungs-, Speicher- und Kommunikationsmaschine gekoppelt waren. Merten (1994: 155) rechnet vor, dass das Medienangebot zwischen 1960 und 1990 um 4000% gestiegen ist. Ähnliches beobachtet Kirchmann (1998: 395) für die jüngste Mediengeschichte, die sich „zuvorderst über das rasante Tempo, mit dem bestehende Dispositive umgewertet werden, und durch die immense Frequenz, in der die neuen Medien auf den Markt kommen, [definiert]“.

Auch im Bereich der Verkehrstechnik vervielfachen sich die Spitzengeschwindigkeiten immer mehr.¹³ Erhöhte Transportgeschwindigkeiten gehen Hand in Hand mit der Steigerung von Produktions-, Organisations- und Distributionsgeschwindigkeiten. Geschwindigkeit wird zur technischen Leitmaxime des gesellschaftlichen Fortschritts insgesamt, wie Schulze (2004: 103) beobachtet: „Die Geschwindigkeit, mit der die Akteure den nächsten Steigerungssprung vollziehen, ist immer höher geworden. Die Arbeit an der Erhöhung dieser Geschwindigkeit ist institutionalisiert, es gibt feste Forschungs- und Entwicklungslabors, die kein anderes Thema haben.“ Auch für Nowotny (1990: 15) zeichnet sich das 20. Jahrhundert durch eine Entwicklung aus, in der „the movement through space in (less) time has become the *sina qua non* of a system which is based upon the (rapid) circulation of goods, people, energy and information“. Spätestens seit den 1980er Jahren gilt Temposteigerung als modern, in der Kunst gar als avantgardistisch. Zeitmangel entwickelt sich indirekt zu einem Statussymbol. „Die Non-Stop-Gesellschaft ist geboren“, diagnostiziert Borscheid (2004: 300).

Insgesamt verlief die Geschichte der Beschleunigung eher stufenförmig, wobei auf abrupte Steigerungssprünge stets Stagnationsphasen folgten. Die in diesen Phasen erkennbaren „mental Schocks“ der Bevölkerung können als entscheidende Zäsuren gedeutet werden, die sich immer auf Veränderungen der jeweils geltenden Geschwindigkeitsverhältnisse durch neue Apparate bezogen, welche stets die bestehende raumzeitliche Wahrnehmung verunsicherten und das Tempo der Lebenspraktiken steigerten. Dennoch, so resümiert Borscheid (2004: 213f.), „[gilt] das jeweils erreichte Höchsttempo immer nur als Zwischenre-

¹³ Hier kommt es allerdings immer wieder vor, dass das Geschwindigkeitsstreben in die öffentliche Diskussion gerät und seine grundsätzlich positive Konnotation ins Gegenteil umschlägt. Kleinere Unfälle und große Katastrophen, vom Titanic-Untergang bis zum jüngsten Transrapid-Unglück, zeigen immer wieder die Grenzen des hohen Nutzens von Beschleunigung auf, die dann erreicht sind, wenn Mensch und Maschine mit der Geschwindigkeit überfordert sind (vgl. Fülgraff 1998: 60).

sultat, als Plattform für eine weitere Steigerung“. Am Ende dieser Entwicklungslinie steht das Ideal der Gleichzeitigkeit.

3.3 Raum- und zeitneutralisierende Effekte digitaler Medien

Die Beschleunigungserfahrung bleibt bestimmend bis in die aktuelle Gegenwart hinein und markiert einen signifikanten Ankerpunkt populärer und wissenschaftlicher Zeitdiagnosen. Während sich die Moderne von der Industrialisierung bis in die 1980er Jahre als eine „Raum-Zeit-Kompression“ (Rosa 1998: 164) vollzog, kennzeichnet die in den 1990er Jahren einsetzende Entwicklung eine Nivellierung von Raum und Zeit als anthropologisch und geografisch geprägte Bezugsgrößen. Die zunächst kulturpessimistische These hat sich in den letzten Jahrzehnten zu einer mediensoziologischen Erkenntnis entwickelt: Die wahrnehmungstheoretisch essentiellen Größen Raum und Zeit werden in ihrem Wesen von den neuen Medien radikal konterkariert.

Die Computisierung der Kommunikation führte zu neu definierten Geschwindigkeitsmaximen. So erkennt auch Helga Nowotny (1990: 16) in den neuen Medien „a new quality of speed“. James Gleick (1999: 66) sieht in der Beschleunigung ein computerspezifisches Merkmal: „The computer is defined by speed; it depends on speed, more than any of the fast machines that came before – more than the steam engine, more than the automobile, more than the airplane.“ Im Zuge der Digitalisierung des Computers entstanden Hochgeschwindigkeitsnetze, in denen Orte nicht mehr für sich existieren, sondern in denen die räumlichen Positionen hauptsächlich über Ströme definiert werden. Digitale Technologien wie das Internet ermöglichen sogar eine Steigerung der Transportgeschwindigkeit der Information bis hin zu dem Punkt, an dem das Senden und Empfangen einer Nachricht zusammenfallen. D.h., Kommunikationspartner, die örtlich getrennt sind, kommen nun zeitlich zusammen. Erstmals in der Kommunikationsgeschichte spielt die räumliche Entfernung zwischen Menschen und Institutionen keine informationsverzögernde Rolle mehr. Für die interpersonelle Kommunikation bedeutet dies, dass sie sich zunehmend raumlos und zeitverdichtend präsentiert. Die von McLuhan geprägte populäre Leitmetapher vom „global village“ pointiert das paradoxe Verhältnis zwischen der Ausdehnung des Raumes im Netz und dem Zusammenrücken der Welt auf einen topologischen Punkt. Mit dem Zerfall lokaler Bindungen entstehen so genannte „Nicht-Orte“, d.h., das Netz fungiert hier als ortloser Ort oder anders formuliert: Durch die Netzkommunikation sind an jedem Ort po-

tentiell alle anderen Orte virtuell präsent. Bei Guggenheimer (1999: 56) heißt es dazu: „Die Differenz zwischen Welt und Wohnzimmer ist aufgehoben, ebenso die zwischen Zentrum und Rand. Überall ist Mittelpunkt. Von jedem denkbaren Ort aus wird der ‚Rest‘ der Welt telekommunikativ verfügbar.“ Dieser Aspekt wird auch von Virilio (1993: 14) aufgegriffen: „Im dritten Jahrtausend werden wir die Möglichkeit haben, hier zu bleiben und gleichzeitig woanders zu sein.“ Ähnlich argumentiert Großklaus (1997: 86f.), wenn er diagnostiziert, dass die Elementarbegriffe Raum und Zeit durch die jüngsten Entwicklungen in der Vernichtung von Distanz „auf dramatische Weise“ jene Orientierungsfunktion einbüßen, die sie lange für die lebensweltliche Wahrnehmung besessen haben. „Die Zeit schrumpft zum Augenblick, der Raum zum Punkt“, lautet sein ernüchterndes Resümee (ebd.). Und auch Jürgen Wilke (1992: 260) lässt keinen Zweifel daran, dass „die zunehmende Verkürzung der Übermittlungszeit von Nachrichten [...] entscheidend dazu beigetragen [hat], das Lebens- und Zeitgefühl der Menschen zu beschleunigen.“ Dabei stellt weniger die schnelle Überwindung von Raum und Zeit als solche, sondern vielmehr die Mühelosigkeit der Informationsübertragung eine genuin neue Erfahrung in den neuen digitalen Medien dar.

Freyermuth (2002: 11) zufolge ist die Vernetzung nicht nur ein rein technischer, sondern vor allem auch ein sozialer Akt, indem die digitale Kommunikationstechnik „neue menschliche Nähe“ ermöglicht. Er vergleicht die soziale Wirkung mit dem Entstehen industrieller Großstädte im 19. Jahrhundert: „Ein enger denn je gestricktes Netz sozialer Kontakte etabliert sich, das weder soziale noch geographische Grenzen kennt und auf historisch einmalige Weise auch die Grenzen von An- und Abwesenheit aufhebt.“ (Ebd.) Freyermuth prognostiziert, dass sich das Internet in den kommenden Jahren zu einem „Evernet“ entwickeln wird und damit zu einer „Immer-an-Kommunikationsstruktur, die sich als ebenso omnipräsente wie unsichtbare dritte Natur über die Realität legt“ (ebd.: 12).

Es bleibt festzuhalten, dass alle komplexen Medientechnologien von den Militär- über die Verkehrs- bis hin zu den Informations- und Kommunikationstechnologien dem Prinzip der Geschwindigkeit als Leitprinzip unterliegen. Was das allgemeine Beschleunigungsstreben für das kommunikative Gefüge einer Gesellschaft auf sprachlicher Ebene bedeutet, soll im weiteren Verlauf dieser Arbeit thematisiert und problematisiert werden. Dabei wird eine Perspektive gewählt, bei der das Beschleunigungsphänomen die Schnittstelle zwischen der Medien- und Sprachwissenschaft bildet. Um sich diesem speziellen Zugang methodisch anzunähern, erfolgt im folgenden Kapitel zunächst eine theoretische Aufarbeitung des Konzepts Sprache.

4 Sprache als Medium der Alltagskommunikation

4.1 Untersuchungseinheit Sprache

Während des 19. Jahrhunderts verstand sich die Sprachwissenschaft vor allem als eine historische Disziplin. Erst durch die Überlegungen Wilhelm von Humboldts und seinen Nachfolgern in Bezug auf das Wesen der Sprache begann die Sprachwissenschaft, sich allmählich von der Philologie zu lösen. Anfang des 20. Jahrhunderts gelang es schließlich Ferdinand de Saussure,¹⁴ die Sprachwissenschaft als autonome Wissenschaft zu etablieren, indem er ihren Objektbereich methodologisierte. Saussure versuchte, zwei Fragen gleichermaßen zu klären. Erstens: Was ist Sprache? Zweitens: Was ist die Sprachwissenschaft? Das daraus entstandene so genannte „Saussure-Paradigma“ basiert auf der Unterscheidung von *le langage*, *les langues*, *la parole* und *la langue*. Die *langage* bezeichnet die allgemeine anthropologisch bedingte Sprachfähigkeit; der Begriff *langues* bezieht sich auf die verschiedenen in der Sprachwelt existierenden Einzelsprachen. Die Referenz auf *la parole* und *la langue* impliziert dagegen eine Dichotomie, an die die Sprachwissenschaft bis heute gebunden ist: die Unterscheidung von Gebrauchs- und Systemlinguistik. Die *parole* umfasst alle tatsächlichen Sprachäußerungen einer Sprachgemeinschaft. Nur sie sind als materielle Phänomene unmittelbar gegeben und einer direkten Sprachanalyse zugänglich. Das Konzept der *langue* beruht dagegen auf der abstrakten Vorstellung, es gäbe ein Gebilde „Sprache“, das man von allen Sprechereignissen und Bindungen loslösen und zum Gegenstand einer Wissenschaft machen kann. Es handelt sich also um eine idealtypische Reduktion, der in der Realität ein Sprachleben gegenübersteht, das eigentlich nur in Form konkreter Sprachäußerungen erfahrbar und beschreibbar ist.¹⁵ Die Systematisierung der *langue* durch Saussure eröffnete zugleich den Gegenstandsbereich grammatikorientierter Sprachwissenschaft, nämlich die Phonologie, Morphologie, Syntax, Lexik und Semantik.

Neben der Sprache und dem Sprechen ist eine weitere durch Saussure eingeführte Unterscheidung für diese Arbeit – wie auch für die Sprachwissenschaft insgesamt – elementar: die Differenzierung von Diachronie und Synchronie. Während die diachron ausgerichtete Sprachwissenschaft verschiedene Sprachzustände in Längsschnitten beschreibt und

¹⁴ Wenn hier im Folgenden Saussure als Referenz genannt wird, so ist damit implizit der „Cours de Linguistique Générale“, der postum aus den Aufzeichnungen von Saussures Schülern Charles Bally und Albert Sechehaye hervorgegangen ist, gemeint. Der Name „Saussure“ steht also nicht für eine klar zuordbare Autorschaft, sondern fungiert eher als eine Art „Etikett“ für den Cours.

¹⁵ Der Dualismus von *langue* und *parole* ist also lediglich eine Problematik, die sich auf der Betrachtungsebene von Sprache, nicht jedoch auf der Objektebene stellt. Das Sprachsystem gibt es realiter gar nicht, sondern bleibt eine Abstraktion innerhalb der Linguistik.

Sprachwandelphänomene als ihren primären Untersuchungsgegenstand heraushebt, beschäftigt sich die synchron operierende Sprachwissenschaft mit dem Zustand einer Sprache zu einem gewissen Zeitpunkt innerhalb ihrer historischen Entwicklung, d.h. mit statischen Querschnitten. Der synchrone Ansatz beruht allerdings auf der wissenschaftlichen Abstraktion eines gleich bleibenden Moments im Sprachfluss, das dann zur Grundlage einer Vergegenständlichung der Sprache gemacht wird. Tatsächlich ist Sprache aber immer in den Gang der Geschichte eingebunden. Der Sprecher und die Sprachtätigkeit stehen niemals außerhalb der Zeit. Zeit ist allerdings im Saussure'schen Sprachsystem keine relevante Kategorie, denn „die Vielheit der Zeichen verbietet, [...] die Beziehungen in der Zeit und die Beziehungen im [Zeichen]System gleichzeitig zu untersuchen“ (Saussure 1967: 91f). Zwar räumte er der diachronen Forschung eine gewisse Existenzberechtigung in der Sprachwissenschaft ein, er setzte sich jedoch selbst kaum mit der Genese der Sprache auseinander, da dieses Vorgehen seinen Vorstellungen von einem geschlossenen Sprachsystem widersprechen würde. Er beließ es demnach bei der Bemerkung: „Die diachronischen Erscheinungen sind lauter Sonderfälle.“ (Ebd.: 107) Saussures Systembegriff von Sprache suggeriert also, Sprachwandel sei als eine Störung des systematischen Gleichgewichts zu verstehen. Tatsächlich ist aber ein zeitliches Moment in beiden Betrachtungsweisen enthalten, denn „Synchronien enthalten stets Projektionen in gang befindlicher Sprachwandelprozesse“ (Cherubim 1975: 24).

Nicht nur die diachron ausgerichtete Sprachanalyse, sondern auch die *parole*, die Realisierung des Sprachsystems in konkreten Äußerungen, wurde von Saussure und seinen Nachfolgern nur unzureichend definiert bzw. schließlich ganz aus dem Objektbereich der strukturalistischen Sprachwissenschaft ausgegrenzt. Für sie leitete sich der Vorrang der *langue* und der Synchronie vor der *parole* und der Diachronie daraus ab, dass die Erforschung des Sprachsystems prinzipiell unabhängig von der des Sprachgebrauchs betrieben werden kann, dies umgekehrt aber nicht möglich ist. Mehrere Jahre referierte die neu begründete moderne Sprachwissenschaft deshalb auf die *langue* als synchrones Zeichensystem und richtete ihren gesamten Wissenschaftsbetrieb auf sprachliche Phänomene innerhalb eng gesteckter Grenzen aus. Sprache wurde ausschließlich als ein gegebenes System studiert – ein Vorgehen, dem auch heute noch präskriptiv operierende Grammatiker, Strukturalisten und Systemtheoretiker nahe stehen und das inzwischen als „harte“ Linguistik bezeichnet wird. Neben ihr hat sich eine „weiche“ Linguistik herausgebildet, die sich der diachronen Entwicklung sowie der Vielschichtigkeit der „äußeren“ Sprachwissenschaft annimmt. Der Paradigmenwechsel von der ausschließlich systemorientierten Sprachwis-

senschaft in der Tradition Saussures zu einer soziopragmatischen Linguistik vollzog sich im Rahmen der so genannten Pragmatischen Wende, in deren Folge die Einbettung sprachlicher Äußerungen in übergreifende, jedoch konkret erfahrbare kommunikative Handlungszusammenhänge fokussiert wurde.¹⁶ Entgegen den Strukturalisten argumentieren die Pragmatiker, Sprache könne nie in einem leeren Raum existieren, sondern sei immer von externen Faktoren der unmittelbaren Kommunikationssituation beeinflusst.

Aus der Pragmatik gingen kontextuell operierende Forschungsrichtungen wie die Soziolinguistik hervor, die mittels kontextabhängiger Sprachanalysen sozial bedingte Sprachvarianzen einerseits und die Symbolisierung von sprachlicher Identität andererseits untersucht. Ihr Anliegen ist, die Distanz zwischen theoretischer und empirischer Sprachforschung zu reduzieren und neue Erklärungsdimensionen für Sprachverhalten und Sprachwandel zu eruieren. Ein Forschungszweig innerhalb der Soziolinguistik ist wiederum die Varietätenlinguistik, die sich der Sprache als ein Konglomerat verschiedenster Erscheinungsformen widmet. Helmut Henne (1986: 218f) prägte den Begriff der „inneren Mehrsprachigkeit“ und verweist damit auf die Vielzahl der Varietäten, über die der Sprecher einer Sprache potentiell verfügt und die er in konkreten Kommunikationssituationen unbewusst anzuwenden oder zu unterbinden weiß.

Ebenfalls in den Bereich der Varietätenlinguistik gehört die Unterscheidung verschiedener Sprachregister, die wiederum auf ihre Anwendung in institutionellen bzw. alltäglichen Kontexten hinterfragt werden. Alltagskommunikationen besitzen in der Regel einen stark informellen Charakter, so dass sich auch die Sprache durch ihre Ungerichtetheit in Bezug auf Thema, Intention und Personenkonstellation in der Kommunikationssituation auszeichnet. Die bevorzugte Varietät des Alltags ist die Umgangssprache, die sowohl sozial als auch räumlich markiert ist und in überwiegend mündlichen Kommunikationen als „Medium der Entlastung (Braun 1993: 8, 28) fungiert. In institutionellen, formellen Kommunikationsformen gilt die Verwendung der Umgangssprache dagegen als anstößig und von der Standardnorm negativ abweichend. Sprachwissenschaftler verwenden den Begriff „Standardsprache“ zur Bezeichnung der überregionalen, normierten und präskriptiven Verkehrs-

¹⁶ Die linguistische Pragmatik etablierte sich in den 1960er Jahren durch die Sprechakttheoretischen Arbeiten von John R. Austin und John Searle, die die Sprache als sprachliches Handeln innerhalb eines bestimmten Situationskontextes analysierten. Bedeutung haftet demnach den Dingen nicht per se an, sondern wird interaktiv durch den Gebrauch der Sprache hergestellt. Die Sprechakttheorie begnügt sich nicht mit der beschreibenden Feststellung dessen, was als Sprachmaterial gegeben ist, sondern fragt nach den konstitutiven Regeln, die es ermöglichen, Sprechakte zu vollziehen. Dieser Forschungsansatz führte in seiner theoretischen Erweiterung zur so genannten „Linguistischen Wende“ in den 1970er Jahren in der BRD, die eine Distanznahme von ausschließlich strukturalistischen Betrachtungen der Sprache postulierte und stattdessen darauf verwies, dass die Bedeutung sprachlicher Äußerungen nur über den situativen und kommunikativen Kontext zu rekonstruieren sei.

sprache, der eine bestimmte Leitbildfunktion zukommt (vgl. Duden-Grammatik 1995: 8). Varietäten stehen stets in einem Wechselverhältnis zur Standardsprache, die dann als „Gehobene Sprache“ und „Nehmersprache“ (Braun 1993: 13) fungiert.

4.2 Textlinguistik

Bis zur pragmatischen Wende wurde in der Tradition der strukturalistischen Linguistik ausschließlich der Satz als Grundeinheit der Sprachwissenschaft angesehen. Der Satz und seine syntaktischen Strukturen galten bis zu diesem Zeitpunkt als größte überschaubare und linguistisch darstellbare Einheit. Texte fanden nach dieser Auffassung lediglich als kohärente Abfolge von Sätzen, deren Einheiten grammatisch untersucht werden können, Berücksichtigung.

Die in den späten 1970er Jahren aufkommende pragmatische Methodik entstand als Gegenbewegung zur Konstruktion idealisierter Modelle, wie sie für die strukturalistische Linguistik prägend sind. Kennzeichnend für den sehr weit gefassten Textbegriff der Pragmatik ist zunächst, dass er sich sowohl über gesprochene als auch über geschriebene Äußerungen, die eine kommunikative Funktion erfüllen, definiert. So verstanden gelten Texte als Manifestationen kultureller Zeichen und Symbole und sind mit der „Medialität und Performativität, mit dem Verhältnis von Mündlichkeit und Schriftlichkeit, mit Bild-Text-Relationen, mit Fragen der Autorschaft und der Rezeption“ (Sabel/Bucher 2001: 5) gleichermaßen verbunden.¹⁷ Die Vertreter des soziopragmatisch ausgerichteten Textmodells etablierten einen Textbegriff, der über den Ansatz, Texte seien eine bloße grammatisch verknüpfte Satzfolge, hinausgeht, und legen den Fokus auf die sprachliche Handlung, an die die Entstehung eines Textes gebunden ist. Dieser Perspektive folgend sind Texte nicht per se kohärent, sondern es sind vielmehr „die Handlungsbeteiligten, die in einem Text den Zusammenhang stiften und diesen in der Textstruktur manifestieren“ (Heinemann/Viehwegger 1991: 126). Die Textpragmatik zielt dabei vor allem auf die Intentionalität bzw. Funktion von Texten, indem Sprech- und Schreibhandlungen in konkreten kommunikativen Verwendungszusammenhängen beschrieben werden. Textmerkmale sind demnach nicht als statische Eigenschaften zu begreifen, sondern als Ergebnis von Interpretationsleistungen, die wiederum auf bestimmte wiederkehrende Muster hin ausgerichtet

¹⁷ Für einige Textwissenschaftler ist der Schriftlichkeitsmodus von Texten zentral. So fasst z.B. Brigitte Schlieben-Lange (1982: 106) Texte als „Manifestationen und Produkte des Sprechens“ auf.

sind. Diese Muster ermöglichen die Herausbildung bestimmter Textschemata auf der Grundlage „charakteristischer Signale, die eine klassenindizierende Funktion haben“ (ebd.: 130).¹⁸ Anhand dieser identifizierbaren distinkten Merkmale suchen Vertreter der Textlinguistik noch immer nach einer adäquaten Klassifikation von Textsorten, die allerdings aufgrund der sich stets wandelnden Kommunikationsbedürfnisse einer Gesellschaft weder universal noch dauerhaft gültig sein kann, denn Texte stehen als Träger und Vermittler von Information immer in einer geschichtlichen Entwicklungskette.

Der Begriff Textsorte dient also hauptsächlich der empirischen Klassifizierung von Texten, gleichwohl verfügen die Sprachbenutzer in schriftbasierten Gesellschaften über ein entsprechendes Textsortenwissen, das sich über kommunikative Routinen in der alltäglichen Sprachpraxis herausbildet und kognitiv verfestigt. So ist jeder Sprachbenutzer intuitiv in der Lage, unterschiedliche Textsorten zu differenzieren und zu typisieren. Gleichzeitig – und das ist für das Verständnis dieser Arbeit zentral – eignet sich ein Gesellschaftsmitglied mit einer Textsorte den ihr anhaftenden sprachlichen Duktus, d.h. den bevorzugten Grad an Formalität bzw. Informalität an. So beobachten Wolfgang Heinemann und Dieter Viehweger (ebd.: 233), dass offizielle Schriftstücke

„[nur] selten [...] nach Abschluß des primären Textherstellungsprozesses unbesehen weitergegeben [werden]; in der Regel werden sie weiter ‚bearbeitet‘, d.h. unformuliert, wird geprüft, ob nicht statt der ‚Erstfassung‘ eine im Interesse des Textverstehens bessere und ansprechende Formulierung für einzelne Textteile gefunden werden kann“.

Kontextualisierungshinweise, wie z.B. äußere Merkmale im Zusammenhang mit einem bestimmten sprachlichen Register, besitzen also ein rahmensetzendes Potential, das zum kollektiven Wissensbestand der Gesellschaftsmitglieder gehört.¹⁹ Der Prozess des Textverstehens ist dann phänomenologisch zu begründen und beruht auf der Prämisse, dass der Schreiber bei der Textproduktion weitgehend die Verstehensbedingungen des Rezipienten zu antizipieren versucht, indem er dessen Kenntnisse und Einstellungen in Bezug auf den

¹⁸ Solche Signale sind z.B. die für Briefe signifikanten Begrüßungsfloskeln „Hallo“ oder „*Sehr geehrter Herr*“, die für Märchen typische Einleitungssphäre „*Es war einmal*“ sowie strukturelle und optische Signale wie Verse und Paragraphen.

¹⁹ Erving Goffman (1980) definiert Rahmen als eine soziale Darstellungsform, mit deren Hilfe die Gesellschaftsmitglieder sich gegenseitig anzeigen, in welchen erkennbaren Handlungszusammenhängen sie sich mit ihren jeweiligen Interaktionspartnern zu befinden glauben. Nach diesem Verständnis fungieren Rahmen als Interpretationsschemata, die Situationen und Kontexte implizit definieren, sinnhaft ordnen und Teilhabe an ihnen ermöglichen. Verständigung findet dann statt, wenn die Interaktionspartner die gleichen Rahmungen in die Situation einbringen. Die Beteiligten können die Organisationseigenschaften des Rahmens zwar nicht explizit benennen, sie haben aber in der Regel keine Probleme, ihn mühelos anzuwenden und in ähnlichen Situationen zu reproduzieren. In Analogie zu Noam Chomskys Generativer Grammatik verfügen sie also über eine Rahmungskompetenz, die performativ angewandt wird.

Textinhalt kognitiv bewertet.²⁰ Der Rezipient interpretiert einen Text dagegen auf der Grundlage seines Situations-, Sprach- und Textsortenwissens, das aus kollektiven Normen hervorgegangen ist. Auf diese Weise strukturieren Textsorten das kommunikative System einer Gesellschaft.

In Analogie zum sprachwissenschaftlichen Textsortenbegriff wurde in der Wissenssoziologie das Konzept der „kommunikativen Gattungen“ begründet, das über die ethnomethodologische Konversationsanalyse wiederum Eingang in die Linguistik gefunden hat. Der Ansatz basiert zunächst auf der soziologischen Beobachtung, dass Kommunikation als Form sozialen Handelns stark habitualisierten Abläufen folgt. Dementsprechend werden als kommunikative Gattungen jene sprachlichen Vorgänge bezeichnet, die sich gesellschaftlich verfestigt haben. Aus systemtheoretischer Perspektive lassen sich Textsorten und kommunikative Gattungen auch als Reduktion von Komplexität der sozialen Wirklichkeit interpretieren, denn diese konventionell gegebenen Formen des Alltagshandelns, die ein Gesellschaftsmitglied in seiner Sozialisation erlernt und als Wissen gespeichert hat, führen zu einer Entlastung in der kommunikativen Praxis, indem sie den Kontingenzcharakter der Kommunikation einschränken und bewährte Lösungen für immer wiederkehrende kommunikative Probleme bieten. Dies bedeutet jedoch nicht, dass Textsorten als statische Texte zu beschreiben sind. Sie bilden vielmehr einen Orientierungsrahmen, der interaktiv geformt und soziokulturell variabel ist.

Schließlich soll an dieser Stelle noch auf eine wichtige terminologische Unterscheidung hingewiesen werden, nämlich auf die Verwendung der Begriffe Kommunikationsform und Textsorte. Diese Begriffe sind semantisch keinesfalls äquivalent, sondern bezeichnen unterschiedliche linguistische Konzepte, die hierarchisch zueinander stehen. So leitet sich die Bestimmung einer Textsorte von deren textinternen und textexternen Merkmalen, dem Medium und den sozialen Rollen der Interagierenden ab (vgl. Ziegler 2002: 20). Der Begriff Kommunikationsform ist dagegen primär medial, d.h. textextern, bestimmt. Während Textsorten immer an eine spezifische Textfunktion gebunden sind, sind Kommunikationsformen prinzipiell multifunktional (ebd.). So können z.B. in der Kommunikationsform Brief verschiedene Textsorten wie ein Liebesbrief, Geschäftsbrief, Glückwunschbrief etc. realisiert werden. Die Kommunikationsform stellt also in der internen Differenzierung der entsprechenden Textsorten eine gewisse Konstante dar. Diese Unterscheidung ist hier inso-

²⁰ Die Phänomenologie ist die von Alfred Schütz in die Soziologie eingeführte und von dessen Schüler Thomas Luckmann weiterentwickelte Analyse des Sinnverstehens. Soziologisch geht es darum, rekonstruierend zu verstehen, wie Bedeutungen im wechselseitigen interaktiven Kontext objektiviert werden und wie sich Menschen daraus ihren subjektiven Sinn herausbilden.

fern relevant, als dass in dieser Arbeit ausschließlich Kommunikationsformen wie Telegramm, Brief oder E-Mail untersucht werden, nicht aber bestimmte Textsorten. Eine Einschränkung auf eine spezifische Textsorte wie z.B. die Liebes- oder Glückwunschkommunikation ist bewusst vermieden worden, um Varianzen und Tendenzen im breiten Feld der Alltagskommunikation sowie inhaltliche und funktionale Verschiebungen in Bezug auf deren unterschiedliche mediale Realisierung nachzeichnen zu können.

4.4 Zur Medienindifferenz der Sprachwissenschaft

„Unser Schreibzeug arbeitet
mit an unseren Gedanken“
(Nietzsche 1981: 172)

Der Begriff des Mediums ist bislang noch nicht als linguistischer Fachbegriff konzipiert worden. Die klassische, strukturalistisch geprägte Linguistik abstrahiert den Untersuchungsgegenstand Sprache von ihrer materiellen Grundlage. Saussure begreift das Schreiben als eine bloße Umsetzung der Lautsprache in ein anderes Zeichensystem mittels Veräumlichung und Fixierung. Die jeweiligen Materialien oder Geräte der Sprachäußerungen sind für Saussure ohne Bedeutung. Ludwig Jägers (1999) Diktum von der „Sprachvergesenheit der Medientheorie“ kann also ebenso die Medienvergesenheit der Sprachwissenschaft entgegeng gehalten werden. Zwar hat die Einführung neuer Kommunikationstechnologien in die gesellschaftliche Praxis zu einem erhöhten Bewusstsein über die technischen Möglichkeiten von Kommunikation geführt, nicht aber zu einer Intensivierung der Reflexion über die Rolle der Sprache in diesen Prozessen. Mediale Aspekte der Sprachverwendung werden oft auf die Varietätenlinguistik reduziert und damit als nur eine Erscheinungsform von Sprache diskutiert. Michael Giesecke (1998) kritisiert die dominierende Rolle des *langue*-Konzepts in der Sprachwissenschaft, das das allgemeine Verständnis dessen prägt, was gegenwärtig unter Sprache verstanden wird. Er fordert eine „alternative Antwort auf die Grundfrage der Sprachwissenschaft“, die auch in der Lage ist, technische Informations- und Kommunikationssysteme zu beschreiben (ebd.: 28).

Erst eine theoretische Annäherung an die tatsächliche Sprachverwendung in verschiedenen medialen Kontexten ermöglicht eine Exemplifizierung des Einflusses des Mediums auf den Inhalt bzw. auf die Form einer Botschaft. Denn mit Giesecke (1998: 9) soll hier davon ausgegangen werden, dass der Gebrauch eines bestimmten Mediums ein bestimmtes Sprachverständnis in Bezug auf dieses Medium bedingt. Auch Manuel Dittmann (2001:

13) verweist auf die Zirkelhaftigkeit dieses Verhältnisses, wenn er schreibt, dass die „gestaltende Kraft des Menschen“ auf Erfahrungen im Umgang mit Medien beruht und immer neue Medientechnologien hervorbringt, die dann wiederum die sprachliche und kognitive Entwicklung des Menschen prägen. Krämer (2001: 273) vertritt dagegen einen Ansatz, demzufolge das Mediale der Sprache nicht erst in der Kommunikation mittels Medientechniken zutage tritt. Stattdessen impliziert bereits der Performanzcharakter von Sprache ihre Medialisierung, denn „es gibt Sprache immer nur als eine in den stimmlichen, gestischen, schriftlichen oder technischen Medien verkörperte Sprache“.

Mit der Diskussion um Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Rahmen der Schriftlichkeitsforschung hat die Linguistik in den vergangenen Jahrzehnten zumindest ein Forschungsgebiet eröffnet, das sich den Auswirkungen der Schrift und der mit ihr verbundenen Medien widmet. Mit Blick auf neue digitale Informations- und Kommunikationstechnologien gilt es jedoch, das traditionelle Konzept von Sprache erneut zu überdenken. Denn die tief greifenden Veränderungen der Kommunikation durch vernetzte Computer betreffen verschiedene Aspekte von Sprache im Alltag, die eigentlich zum Gegenstandsbereich der Linguistik gehören. Die „Technologisierung des Wortes“ (Ong 1987) stellt allerdings eine medial bedingte Veränderung dar, die innerhalb konservativer Denktraditionen besonders misstrauisch beobachtet wird. Hinter diesen kritischen Positionen steht der Verdacht, durch den Gebrauch des Computers sei die Sprache als grundlegendes Fundament kultureller Identität bedroht, und der Mensch entwickle sich zu einem verkabelten Wesen, dem ein natürliches Sprachverhalten nicht mehr zugestanden werden kann. Erst in den letzten Jahren mehren sich allmählich die Beiträge, die sich an die Gestaltungsmöglichkeiten von Sprache im Internet herantasten (z.B. Freyermuth 2002, Beißwenger/Hoffmann/Storrer 2004) und den Medialitätscharakter von Sprache im Rahmen einer Rekonzeptualisierung von Mündlichkeit und Schriftlichkeit erörtern.

5 Mündlichkeit und Schriftlichkeit

5.1 Allgemeine Aspekte von Mündlichkeit und Schriftlichkeit

Bei der Unterscheidung von Mündlichkeit und Schriftlichkeit handelt es sich um eine Dichotomie, die theoretisch und begrifflich nicht so klar abzugrenzen ist, wie es auf den ersten Blick scheint. Obwohl Mündlichkeit und Schriftlichkeit die kommunikative Praxis moderner Gesellschaften gleichermaßen beherrschen, werden beide Sprachmodi im Allgemeinen komplementär zueinander wahrgenommen. Die Sprachwissenschaft nähert sich der Divergenz der beiden Varietäten mittels deskriptiver, empirischer und kognitiver Methoden und erkennt dabei das kulturwissenschaftliche Diktum, dass sich das Verhältnis von Mündlichkeit und Schriftlichkeit historisch herausgebildet hat und die Oralität vielmehr als eine Art kulturgeschichtliche Vergleichsfolie der Literalität fungiert. So existiert sowohl entwicklungsgeschichtlich als auch anthropologisch ein Primat der Mündlichkeit gegenüber der Schriftlichkeit. Die oft zitierte Prämisse „Im Anfang war das Wort“ muss genau genommen heißen: „Im Anfang war das gesprochene Wort“, denn in ursprünglichen, archaischen Gesellschaften verlief die Kommunikation oral und damit in raumzeitlich festgelegten und zyklisch erfahrbaren Sprechsituationen zwischen zwei definiten Kommunikationspartnern. Innerhalb der Kultur- und Medienwissenschaften gilt es als gängige These, dass der Übergang von archaischen zu funktional differenzierten Gesellschaften über das Speicher- und Informationsmedium Schrift erfolgte, das eine Entkopplung der Botschaft vom Sender und Empfänger ermöglichte.

Funktional geht es zunächst darum, dass die Schrift als materieller und arbiträrer Zeichenträger die gesprochene Sprache fixiert und damit zu einer zerdehnten, räumlich unabhängigen Kommunikationssituation führt. In der gesellschaftlichen Praxis etablierte das Medium Schrift also eine Distanzkommunikation, die den Nexus von Kommunikation und unmittelbarer Interaktion auflöste. Die Diskussion um Mündlichkeit und Schriftlichkeit zielt letztlich aber auch auf das kulturelle Selbstverständnis der abendländlichen Kultur ab, denn die Schriftlichkeit, so bemerken viele Kulturtheoretiker, die die herausragende kulturelle Leistung der Schrift betonen, bedingt zwangsläufig ein Mehr an kognitiver Leistung und Reflexion. Indem sie den Akt des Wiedererkennens und Erinnerns ermöglicht, avancierte die Schrift zu einem überindividuellen kulturellen Gedächtnisspeicher, der seine Benutzer von memorativen Zwängen entlastete.

Im Bereich der Sprachwissenschaft stellten die Vertreter des Prager Funktionalismus in den 1930er Jahren heraus, dass beide Verwendungsweisen von Sprache eine Funktion haben, die eine Referenz auf sie begründet. Für die Mehrheit der Sprachwissenschaftler gelten seitdem die Laut- und die Schriftsprache als unterschiedliche Repräsentationen der Sprache. Die Gegenüberstellung von gesprochener und geschriebener Sprache birgt jedoch die Problematik einer Homogenisierung beider Gegenstandsbereiche in sich, welche sich in der kommunikativen Praxis jedoch in höchst unterschiedliche Erscheinungsformen verzweigen.²¹ Bei der Charakterisierung der gesprochenen bzw. geschriebenen Sprache werden dann in der Regel schriftliche und mündliche Prototypen, wie z.B. ein sprachlich elaborierter Zeitungsartikel und ein umgangssprachliches Face-to-Face-Gespräch, herausgefiltert und gegeneinander gestellt. Wenn hier im Folgenden auf diese Merkmale eingegangen wird, ist also zu beachten, dass es sich dabei hauptsächlich um reduktionistische und idealisierende Definitionsversuche handelt, die dem Phänomen polyfunktionaler Äußerungskontexte von gesprochener und geschriebener Sprache kaum gerecht werden.

Für den Idealtypus des mündlichen Face-to-Face-Gesprächs ist zunächst die Ko-Präsenz der Kommunikationspartner charakteristisch und damit die Gemeinsamkeit der räumlichen und zeitlichen Bedingungen der Situation. Äußerungen werden in mündlichen Situationen zwar primär phonisch realisiert, allerdings auch durch para- und nonverbale Darstellungsmittel ergänzt, so dass sich ein mehrkanaliges Zeigfeld konstituieren kann. Die auf das gemeinsam wahrnehmbare Zeigfeld bezogene Integration von Deiktika stellt ein wesentliches Kontextualisierungsmittel innerhalb der gemeinsamen Situation dar und steuert die Verbindung zwischen der sprachlichen Symbolwelt und der physischen Welt der Handelnden.²² Ein Face-to-Face-Gespräch verläuft hochgradig interpersonell und reziprok, indem sich Sprecher und Hörer ihre Kooperation permanent versichern und über einen Feedback-Kanal potentielle Störungen des gemeinsam erarbeiteten Sinnzusammenhangs zu beseitigen versuchen. Konversationelle Störungen kommen in Face-to-Face-Interaktionen deshalb oft vor, weil Spontaneität und die Flüchtigkeit des Gesprochenen die Möglichkeiten umfassender Vorbereitungen minimieren und Stilmittel wie Parataxe, Pausen, Konstruktionsbrüche und eine fehlende lineare Themensteuerung (Löffler 1994: 93) begünstigen.

²¹ Dies sind z.B. Notizen, Spickzettel, Telefongespräche, Videokonferenzen, Vorträge etc.

²² Deiktische Ausdrücke beziehen sich in der Regel auf das dem Sprecher und Hörer gemeinsam zugängliche Wahrnehmungsfeld. Jedes Zeigfeld ist in einer Origo des Zeigens egozentrisch verankert. Sprachwissenschaftlich begründet wurde dieses Konzept von Karl Bühler (1965), dessen Modell der „Hier-jetzt-ich-Origo“ auf die raumzeitliche Begrenztheit des Körpers und die dadurch eingeschränkten indexikalischen Möglichkeiten im Zeigfeld verweist.

In der schriftlichen Kommunikation läuft der Produktions- und Rezeptionsprozess nicht unmittelbar interaktionsbezogen, sondern räumlich und zeitlich zerdehnt, linear und distanziert ab. Dies bedeutet, dass im Gegensatz zum Face-to-Face-Gespräch keine Notwendigkeit besteht, unmittelbar zu reagieren, um den Kommunikationsakt erfolgreich weiterführen zu können. Stattdessen vollziehen Schreiber und Leser ihre kommunikativen Aktivitäten in unterschiedlichen Teilsituationen; die Gesamtsituation der Schriftkommunikation konstituiert sich gleichsam nur über den Text oder wie Karin Müller (1990: 204) formuliert: „Der Text selbst rückt ins Zentrum.“

Während in mündlichen Interaktionen deiktische Äußerungen substantiell an die Sprechsituation gebunden sind, kann der Schreiber in schriftlichen Kommunikationen nur selten auf einen gemeinsamen Äußerungsort und eine gemeinsame Äußerungszeit Bezug nehmen. Der Wegfall eines gemeinsamen Wahrnehmungsraumes erfordert es, die für die Interpretation des Geschriebenen relevanten Elemente zu versprachlichen oder zumindest grafisch zu realisieren. Anstelle von Deiktika werden hier anaphorische Ausdrücke bevorzugt, die nicht auf den Wahrnehmungs-, sondern auf den Textraum verweisen. Kennzeichnend für den Produktionsprozess schriftlicher Äußerungen ist die Gebundenheit an ein Werkzeug und einen materiellen Zeichenträger, der visuell und haptisch wahrnehmbar ist (vgl. Ong 1982: 81ff.). Die Versprachlichungsstrategien leiten sich von den Kommunikationsbedingungen schriftlicher Äußerungskontexte ab, die in der Regel eine bewusste Reflexion und Textgestaltung sowie selbstinitiierte Korrekturen zulassen. Entsprechend polarisierend zur gesprochenen Sprache beschreibt Heinrich Löffler (1994: 101) die syntaktischen Merkmale der geschriebenen Sprache:

„Die Sätze sind im allgemeinen länger und deutlicher voneinander abgegrenzt. Sie sind grammatisch wohlgeformt und entsprechen den kodifizierten Regeln der Schulgrammatik. Von den in der Grammatik vorgesehenen Variationsmöglichkeiten (Stil) wird bewußt Gebrauch gemacht. Hypotaxen (Satzgefüge) können länger sein als im Gesprochenen.“

Die durch Löffler vorgenommene Gegenüberstellung suggeriert, Sprechen sei ein grundsätzlich emotionaler Kommunikationsakt, Schreiben dagegen ein rationaler. Dem ist entgegenzuhalten, dass Schrifttexte zwar die Grundlage von Normierungsprozessen bilden, in einer Vielzahl von schriftlichen Textsorten diese sprachlichen Konventionen aber kaum Berücksichtigung finden, sondern stattdessen eine Orientierung an sprechsprachlichen syntaktischen und lexikalischen Strukturen erfolgt. Dieses Phänomen wurde in der Linguistik von Peter Koch und Wulf Oesterreicher (1994) aufgegriffen, die einen neuen methodischen Zugang zur Differenzierung von Mündlichkeit und Schriftlichkeit eröffnen.

5.2 Differenzierung von medialer und konzeptioneller Mündlichkeit und Schriftlichkeit

Koch/Oesterreicher (1994) kritisieren die in der Forschungsliteratur unzureichend differenzierte Verwendung der Begriffe Mündlichkeit und Schriftlichkeit. Sie unterscheiden deshalb zwei Lesarten, Medialität und Konzeptionalität, von denen sich die erste auf das Medium bezieht, mit dem die sprachlichen Äußerungen realisiert werden, und die zweite auf den Duktus und die Modalität der sprachlichen Äußerungen in Abhängigkeit von der kommunikativen Nähe bzw. Distanz zwischen den Kommunikationspartnern (ebd.: 587). Eine Äußerung kann also konzeptionell mündlich sein, aber schriftlich realisiert und vice versa. Mit dieser Unterscheidung wird der Tatsache Rechnung getragen, dass schriftlich fixierte Äußerungen nicht notwendigerweise sprachliche Merkmale aufweisen, die der normierten Schriftsprache entsprechen.²³

Während die mediale Realisierung einer Kommunikationsform dichotomisch, d.h., entweder schrift- oder sprechsprachlich umgesetzt ist, stellt der Übergang zwischen den Konzepten ein fließendes Kontinuum zwischen zwei Polen dar, die anhand bestimmter Einflussgrößen wie raumzeitliche Nähe bzw. Distanz der Kommunikationspartner, Grad der Öffentlichkeit, Grad der Vertrautheit der Kommunikationspartner, Situations- und Handlungseinbindung, Spontaneität und Themenfixierung skalierbar sind (ebd.: 588). Dementsprechend sind für den Schriftlichkeitspol die Parameter raumzeitliche Distanz, öffentlich, fremde Partner, emotionslos, situations- und handlungsentbunden, wenig Referenz auf Origo, monologisch, reflektiert geplant und fixes Thema kennzeichnend. Diese situationsgebundenen Merkmale münden wiederum in Versprachlichungsstrategien, die von höherer Informationsdichte, Kompaktheit, Komplexität, Elaboriertheit und Planung zeugen. Dagegen sind Äußerungselemente wie Gliederungs-, Turn-Taking- und Korrektursignale für das mündliche Gespräch charakteristisch, das über die Parameter Situationseinbettung, geringe Informationsdichte, Emotionalität, Spontaneität und Dialogizität wiederum den Mündlichkeitspol konstituiert (ebd.: 590). Die beiden Pole stehen gleichermaßen für die Kategorien „Nähe“ und Distanz“, die einer bestimmten kommunikativen Grundhaltung entsprechen.

²³ Zwar erkennen Koch/Oesterreicher eine „ausgeprägte Affinität“ (ebd.) zwischen phonischen Medien und mündlichen Äußerungen sowie zwischen grafischen Medien und schriftlichen Äußerungen, sie weisen jedoch darauf hin, dass gerade die gegenläufigen Kombinationstypen von Medium und Konzeption in kultur- und sprachgeschichtlicher Perspektive höchst bedeutsam sind, da es bei ihnen immer wieder zu Veränderungsprozessen kommt.

6 Sprachwandel

„Das tiefere Interesse an der Sprache
beginnt erst da, wo sie sich bewegt“

(Benckiser 1964: 10)

Dass Sprachen einem permanenten Wandel unterliegen, ist im Grunde eine triviale Feststellung, wie Herbert Schendl (2001: 3) bekräftigt: „All physical aspects of the universe and all aspects of human life are subjected to change, and languages are no exception.“ Ähnlich argumentieren Thomas Luckmann und Peter L. Berger (2004: 167): „In-der-Gesellschaft-Sein ist an sich schon ein ständiger Modifikationsprozess.“ Dennoch erscheint es erstaunlich, dass nicht das Faktum des Gesellschaftswandels an sich, sondern oftmals nur der Sprachwandel kritisch kommentiert wird, wie im folgenden Kapitel deutlich wird.

6.1 Bewertungen des Sprachwandels

Ein typischer Topos bei der Beschreibung von Sprachwandel ist seine strukturelle Vereinfachung. Die Dekadenztheorie beruht auf der Prämisse, dass sich eine Sprache kontinuierlich von einer qualitativ höheren zu einer niedrigeren Stufe entwickelt. Die Tradition des „intellektuellen Konservatismus“ (Aitchison 1991: 7) begreift den regressiven Sprachwandel letztlich als einen Angriff auf die abendländliche Kultur, die sie über die Sprache als wesentliches Kulturgut identifizieren. Entsprechend emotional aufgeladen und wenig wissenschaftlich fundiert verlaufen die Kontroversen im öffentlichen Diskurs, der durch die Debatte um das Sprachverhalten in neuen digitalen Medien eine neue Qualität angenommen hat.²⁴ Unter der Bedingung, dass sich die Sprache zu bestimmten Zeiten schneller verändert als zu anderen, werden gegenwärtige Bewegungen in der Sprache von vielen Sprachbenutzern und Linguisten als rasant beschleunigter Sprachwandel empfunden. Gerade Sprachwissenschaftler, die einzelne Ausprägungen der Gegenwartssprache anhand eines komplexen theoretischen Gerüsts zu analysieren versuchen, klagen über einen Wettlauf gegen die Zeit, da ihre Forschungsergebnisse durch die schnelle Verbreitung sprachlicher Neuerungen im Internet in immer kürzeren Abständen mit einem Verfallsdatum versehen werden. Mathias Hartig (1981: 84) antizipiert die der Sprachwissenschaft anhaftende Problematik, wenn er schreibt, dass die faktischen Veränderungen einer Sprache in einer

²⁴ Vgl. den jüngst erschienenen Beitrag von Mathias Schreiber im Spiegel unter dem Titel „Rettet dem Deutsch“ (2006).

gegensätzlichen Beziehung zum Bewusstsein der Stabilität und Unveränderlichkeit einer Sprache stehen. Hinzu kommt, dass von der Vielzahl der sprachlichen Neuerungen, die im Zusammenhang mit neuen Kommunikationsmedien zutage treten, nur wenige tatsächlich als Neologismen oder neue syntaktisch verfestigte Strukturen anerkannt werden. Was den grammatischen Regeln nach falsch ist, soll auch weiterhin markiert bleiben, meinen die Vertreter des Bewahrens, die einen Verstoß gegen diese Regeln als Angriff auf die Kultursprache Deutsch schlechthin deuten.²⁵

Die fortwährende Debatte um Modernisierungstendenzen in der deutschen Sprache spitzt sich weiter zu, indem wiederum die Kritiker der Verfallsdiagnostiker Sprachkritik mit sprachpuristischen Bestrebungen gleichsetzen. Einige Sprachwissenschaftler werfen den Sprachkritikern vor, sie würden ihre subjektiven Empfindungen als Maßstab von Einfachheit nehmen und oftmals vorwissenschaftlich und intuitiv argumentieren. Gegen die einseitige moralische Betrachtung der Kulturpessimisten bringen diese Sprachwissenschaftlicher Argumente an, die sie aus Erkenntnissen der Sprachgeschichte sowie der konkreten Sprachverwendung ableiten. So ist die ständige Anpassung des Wortschatzes an sich wandelnde bzw. neue Gegebenheiten und Sachverhalte die Voraussetzung für eine funktionierende Verständigung der Gesellschaftsmitglieder. Es gilt daher als linguistischer Gemeinplatz, dass das Entstehen und Verschwinden von Wörtern immer die Lebens- und Kommunikationsbedingungen einer Gesellschaft widerspiegelt. Eine terminologisch konkrete Erläuterung findet sich bei Rudi Keller (1992: 207f.), der sprachliche Zeichen als symbolische Abbildungen für Dinge in der Welt deutet. Wenn die Welt sich ändert, dann muss sich auch die Sprache mit ihr ändern, damit das Abbild dem Abzubildenden noch entspricht, lautet Kellers plausible Erklärung (ebd.). Diese Spiegelmetapher suggeriert jedoch ein Abhängigkeitsverhältnis, das zu einfach gedacht ist, da nicht jeder Veränderung in der Welt notwendigerweise eine Veränderung der Sprache folgt. Auch ist davon auszugehen, dass medial beschleunigte Kommunikationspraxen nicht zwangsläufig zu einem proportional beschleunigten Sprachwandel führen, sondern die Rhythmen des Sprachwandels eher zufälliger, gradueller und zyklischer Art sind. Um diese These theoretisch zu untermauern, bedarf es einer Auseinandersetzung mit den Prinzipien und Mechanismen des Sprachwandels.

²⁵ Der Sprachkritiker Dieter E. Zimmer (2005: 78) will sogar eine neue Gattung für jenes „sorg- und hemmungslose“ Alltagsdeutsch erkannt haben, die er „privates spontanes Alltagsdeutsch“ nennt und – vermutlich aus sprachökonomischen Gründen – in seinen Publikationen auf die etwas befremdliche Abkürzung „PSA“ reduziert: „Es wird einfach so, wie es einem aus dem Mund kommt, in die Tasten gehauen, und das sieht man diesem PSA, [...] sehr deutlich an.“ (Ebd.)

6.2 Prinzipien des Sprachwandels

Eine der Divergenzen, die die Bewegung von Sprache bestimmen, ist die von Stabilität und Variabilität. Während Stabilität den Kommunikationsprozess effizient gestaltet, ist Variabilität erforderlich, um der Vielfalt von Kommunikationsanforderungen genügen zu können. Veränderungen der Sprache sind auf allen funktionalen Ebenen, vom Phonem bis zum Text, als Abweichungen von konventionalisierten Formen beobachtbar und beschreibbar. Setzt sich eine Abweichung in der Sprachgemeinschaft durch und verdrängt die zuvor gebräuchliche Spracheinheit, ist Sprachwandel konstatierbar. Dieser ist allerdings in den seltensten Fällen dahingehend rekonstruierbar, dass sein konkreter Ursprung benannt werden kann: "Trying to find out where a change started is like trying to locate the epicentre of an earthquake some years after an event." (Aitchison 1991: 77)

Die moderne Sprachgeschichte begründet ihre Disziplin deshalb dahingehend, dass nicht mehr nur vergangene Zustände einer Sprache analysiert werden, sondern es gilt vielmehr, gegenwärtige Sprachstrukturen und -phänomene aus der Perspektive ihrer Evolution und Genese zu rekonstruieren. Die Theorie des Sprachwandels ist in diesem Sinne „eine Theorie der Dynamik eines Zustandes“ (Keller 1994: 169). Auch Dieter Cherubim (1975), der die diachron operierende Sprachwissenschaft jahrzehntelang prägte, setzt sich für eine Konvergenz der synchronen und diachronen Betrachtungsweise in der Linguistik ein. Sprache als eine konventionalisierte Technik des Sprechens könne nur dann in ihrer Bedeutung für die Verständigung, die Erkenntnis und das Handeln von Menschen adäquat beschrieben werden, wenn auch ihre Historizität als fundamentale Kategorie Berücksichtigung findet. Eine methodische Umsetzung dieses Theorems bedeutet allerdings zumeist, dass zwei sprachliche Zustände, die zu zwei unterschiedlichen Zeitpunkten wahrgenommen und günstigenfalls aufgezeichnet wurden, miteinander verglichen werden. Die eigentliche Langzeitentwicklung wird dann oftmals als reiner Substitutionsprozess von zwei Sprachzuständen gewertet. Stellt man z.B. der Sprache des Barock die Gegenwartssprache gegenüber und überprüft eventuelle lexikalische Veränderungen, ist Sprachwandel zweifelsohne evident. Diese triviale Feststellung allein kann aber nicht Ziel der Sprachgeschichtsforschung sein. Um eine kohärente Erklärung für Sprachwandelphänomene abzuliefern, ist es vielmehr notwendig, konkrete sprachliche Entwicklungstendenzen auf einer diachronen Zeitachse zu verorten und explizit auf sozial- und kulturgeschichtliche Begleitumstände, die möglicherweise sprachliche Veränderungen bedingen, zu verweisen. Keller (1994: 117) bemerkt schließlich selbst, dass es keine direkte Verbindung zwischen Verän-

derungen in der Welt der Sprecher und dem Sprachwandel gibt. Er plädiert für ein Konzept, demzufolge Sprachwandel über typische Handlungsmuster und Motive der Sprachbenutzer erklärt werden kann, wobei die Sprachwandelprozesse quasi in deren Rücken ablaufen. Eines der wesentlichen Prinzipien des Sprachwandels ist demnach, dass die Sprache sich zwar ständig ändert, „aber keiner[...] es gewesen sein [will]“ (ebd. 1992: 212).

Keller erläutert dieses Phänomen am Beispiel der so genannten „Invisible-Hand-Theorie“, die impliziert, dass Sprachwandel verursacht wird, ohne dass er von den Sprachbenutzern beabsichtigt ist. „Unsichtbare Hand“ bedeutet hier das Gegenteil von „etwas in die Hand nehmen“, d.h. etwas intentional zu steuern. Demnach ist Sprachwandel ein Epiphänomen individueller Handlungen, die allerdings nicht dem Motiv folgen, einen Wandel herbeizuführen (ebd. 1994: 9). Die individuellen Wahlhandlungen können zu makrostrukturellen Effekten führen, wenn viele Individuen diese Wahl nach ähnlichen Maximen treffen. Durch das kollektive Interesse wird eine Kettenreaktion gleichartiger individueller Handlungen ausgelöst.²⁶ Nach Jean Aitchison (1991: 98) erfolgt Sprachwandel nach einem „slow-quick-slow“-Muster, das sich wie folgt darstellt: “They [die Veränderungen, S.B.] started out slowly, then, like a snowball bounding down a hill under its own impetus, they suddenly gather up numerous other environments. Then they slow down.”

Das gegenwärtige Deutsch wäre demnach das Ergebnis intentionaler kommunikativer Handlungen, die allerdings nicht das Ziel hatten, dieses gegenwärtige Deutsch hervorzu- bringen. Erst in ihrer Kulmination erzeugen die einzelnen Wahlhandlungen ein kollektives Sprachverhalten, das für die Bestätigung oder Modifikation einer Regel spricht. Sprachwandel ist damit prinzipiell kontingent. Er kann so, aber auch anders verlaufen. Eine weitere systemtheoretische Implikation des Sprachwandels ist seine grundsätzliche Selbstreferentialität, auf die August Dausen (1993: 12) anspielt, wenn er die Gesetzmäßigkeiten des Sprachwandels in Analogie zu Veränderungen der Marktwirtschaft, die auf sich selbstregulierende gegensätzliche Kräfte zurückzuführen sind, beschreibt. Auch das Ökonomieprinzip, das im Zusammenhang mit Sprachwandel häufig genannt wird, zielt auf den Prozess der „Reduktion von Komplexität“. Helmut Lüdtke (1983: 5) deutet Sprachwandel daher als „Ergebnis eines Optimierungsstrebens“.

²⁶ Analoge Erklärungsschemata, auf die sich Linguisten oft berufen, sind die Trampelpfad- und Staubildungstheorie. Die Entstehung eines Trampelpfads geht auf das Ökonomieprinzip zurück, demzufolge es zunächst ein individuelles Motiv darstellt, Zeit zu sparen, indem der ursprüngliche Weg abgekürzt wird. Zu einer makrostrukturellen Veränderung, nämlich der Herausbildung eines Trampelpfads, kommt es aber erst, wenn mehrere Individuen dasselbe Ziel verfolgen. Die Staumetapher eignet sich dagegen zur Erklärung einer Kettenreaktion, die aus individuellen Handlungen hervorgeht. Senkt ein Autofahrer auf einer dicht befahrenen Autobahn plötzlich sein Tempo, wird der Autofahrer, der ihm folgt, dasselbe tun. Aus Sicherheitsgründen wird der zweite Fahrer höchstwahrscheinlich etwas mehr abbremsen als der erste. Dies führt zu einem sich verselbständigenden Regress, in dessen Folge es zu einem Stau kommt.

Sprachwandel ist zwar prinzipiell über die hier genannten Mechanismen erklärbar und teilweise auch rekonstruierbar, allerdings nicht prognostizierbar, wie David Crystal (2001: 22) betont: „We can never predict language change; only recognize it once it has happened.“ Dies bedeutet für die Sprachkritik, dass ihre Beiträge nur dann fruchtbar für eine reflexive Sprachwissenschaft sind, wenn sie von der Stilisierung eines potentiellen Sprachverfalls absieht und stattdessen gegenwärtige Sprachentwicklungen am konkreten Sprachmaterial auf ihre Funktionalität hin zu hinterfragen versucht.

6.3 Sprachwandel im Zuge des Generationenwandels

Auch wenn Veränderungen in der Sprache nicht direkt mit gesellschaftlichen Veränderungen korrelieren, sollten mögliche Berührungspunkte zwischen Sprachwandel und sozialem Wandel fokussiert werden, um Sprachwandelprozesse auch über den Verständnishorizont der Sprachwissenschaft hinaus erklärbar zu machen. Hartig (1981: 69) stellt einen entsprechend soziologisch begründeten Ansatz bereit, dem die These zugrunde liegt, dass „Veränderungen im Gefüge der Sozialstruktur einer Gesellschaft Veränderungen im Gefüge der Sprachen einer Gesellschaft [bewirken]“. Sprachwandel ist also nicht nur in den Veränderungen des individuellen Sprechens im Laufe der Zeit erfahrbar, sondern auch im Neben- und Gegeneinander verschiedener Generationen zu einem bestimmten Zeitpunkt.

Wolfgang Peiser (2003: 197) definiert eine Generation als „eine Gruppe von Geburtsjahrgängen [...], die durch gemeinsame Erfahrungen in Kindheit und Jugend dauerhaft geprägt ist“. Diese Erfahrungen heben jede Generation von den übrigen Generationen ab, die zu anderen Zeiten aufgewachsen sind. Bestehen andauernde Unterschiede zwischen den Generationen, z.B. verschiedene Werteparadigmen oder Sprachverhaltensweisen, führt ein Generationswechsel langfristig zu einem gesellschaftlichen Wandel.

Ob ein Generationswechsel stattfindet oder nicht, zeigt sich in keinem anderen gesellschaftlichen Bereich so offensichtlich wie im Bereich der Mediennutzung. Die Kompetenz, mit neuen Medien umzugehen und sie in den kommunikativen Alltag zu integrieren, erweist sich als entscheidendes Kriterium für eine soziale Abgrenzung von Generationen in einer Bevölkerung. Gerade jüngere Generationen zeigen eine besondere Affinität zu neu aufkommenden Medien, die zu einer prägenden Komponente ihrer Sozialisation werden. Wird allerdings das Tempo des medialen und sozialen Wandels höher als das Austausch-tempo der drei bis vier Generationen, die zu einem Zeitpunkt in der Gesellschaft zusam-

menleben, treten deren Erfahrungsräume und Erwartungshorizonte auseinander (Rosa 2005: 445). So ist gegenwärtig zu beobachten, dass die Erfahrungs- und Wissensbestände der älteren Generation immer schneller entwertet werden. Gleichwohl ist es gerade diese Generation, die jüngere Generationen für deren Praktiken und Verhaltensweisen kritisiert. Bei Aitchison (1991: 7) heißt es dazu: „Every generation inevitably believes that clothes, manners and speech of the following one have deteriorated.“ Nowotny (1993: 33) benennt das Dilemma, das sich durch unterschiedliche Geschwindigkeitswelten in der gegenwärtigen Gesellschaft abzeichnet: „Die Gesellschaft läuft Gefahr, sich in zwei Geschwindigkeiten zu bewegen [...]. Die Schnellen machen es richtig. [...] Die Langsamen sind weit entfernt davon, in ihrer Langsamkeit gesellschaftlich anerkannt zu werden.“

Das Generationenkonzept erweist sich auch als bevorzugter Gegenstand sprachwissenschaftlicher Forschung, denn der Gebrauch von Sprache durch verschiedene Generationen bedingt zwangsläufig ihre Erneuerung. Rudolf Große (1990: 1373f.) zufolge findet sich eine Generation erst über den für sie typischen Sprachgebrauch, wobei schnell wechselnde Ausdrücke, Partikel und Phraseologismen äußerliche Symptome für einen Generationenwechsel sind. Folgt man dem von Große vermuteten Generationenabstand von 15 Jahren,²⁷ so müsste auch der Sprachwandel entsprechend systematisch erfolgen. Dies suggeriert, die Sprachgeschichte würde gemäß dem Generationswechsel in Sprüngen verlaufen. Sprachwandel ist aber ein permanenter Prozess, der in jedem kommunikativen Akt jedes zu einem unterschiedlichen Zeitpunkt geborenen Individuums mehr oder weniger realisiert wird. Typisierungs- und Periodierungsversuche, die Sprachphänomene einer bestimmten Generation oder Epoche zuordnen wollen, sind letztlich immer wissenschaftliche Maßnahmen, die zwar der Anschaulichkeit dienen, mit der tatsächlichen Sprachwirklichkeit aber wenig gemein haben.²⁸ Schmitz' (2004: 28f.) Feststellung, der zufolge „der Takt des Sprachwandels den Takt der Generationenfolge zu überholen scheint“, ist dann illegitim, weil sie idealisierend davon ausgeht, dass Sprach- und Generationswandel zunächst gleichförmig verlaufen. Vielmehr soll hier mit Angelika Linke (2000: 66) festgehalten werden, dass der Sprachgebrauchswandel „so rasch verläuft, dass er die Sprachbiographien der Sprecher direkt tangiert und deshalb auch bewusst wahrgenommen werden kann.“

²⁷ Die Angehörigen der Zwischenjahrgänge würde sich nach dieser Rechnung individuell nach oben oder unter orientieren. Schlieben-Lange (2000: 131) geht von einem Generationenwechsel aus, der etwa alle 30 Jahre feststellbar ist.

²⁸ So ist auch die Etablierung sprachlicher Formen und Ausdrucksmittel nicht mit dem Erscheinen der neuen Medien unmittelbar gegeben, sondern sie durchlaufen mehrere Phasen, in denen einige Sprachbenutzer experimentell mit diesen neuen Formen umgehen und sie schließlich habitualisieren, während andere am Bewährten festhalten und neue Ausdrucks- und Gestaltungsmöglichkeiten verwehren. Dass es hier zu unterschiedlichen Präferenzen zwischen den Generationen kommen kann, ist eine berechnete Feststellung, doch keine Grundbedingung für Sprachwandel.

6.4 Sprachgeschichte als Textsortengeschichte

Sprachgeschichte als Textsortengeschichte zu konzeptualisieren, bedeutet, die Entwicklung von Textsortenrepertoires als Stadien der Kommunikationsgeschichte von Sprachgesellschaften darzustellen. Gleiches gilt für Kommunikationsformen als übergeordnete Kategorie. Reinhard M. G. Nikisch (1991: 206, 212) formuliert ein Theorem in Bezug auf den Brief, das sich durchaus auf alle hier untersuchten Kommunikationsformen projizieren lässt:

„Zum Brief gehört essentiell das soziale Moment. Daher sind Briefe generell auch höchst belangvolle Dokumente der Sozialgeschichte. [...] Sie reflektieren und belegen besonders konkret, anschaulich und lebensnah die jeweiligen persönlichen und soziokommunikativen Verhältnisse sowie den jeweiligen Kulturzustand.“

Diese Perspektive, an der auch diese Arbeit empirisch ausgerichtet ist, ermöglicht eine konsistente Darstellung der sprachgeschichtlichen Entwicklung einer Gesellschaft mittels schriftbasierten – und damit konservierbaren – Datenmaterials. Die Erweiterung bzw. Veränderung des gesellschaftlich verfügbaren Textvorrats ist von Institutionen, aber auch von der Entwicklung der Trägermedien des Kommunikationsaustausches abhängig. In Referenz auf Giesecke (1998) soll hier davon ausgegangen werden, dass der Sprachbegriff einer Epoche entscheidend von dem jeweils dominierenden Kommunikationsmedium geprägt ist und der Sprachwandel mit dem Wandel dieser Medien einhergeht. Gieseckes (1998: 13) schlichte Erkenntnis lautet daher: „Medienwandel, Sinnenwandel, Kulturwandel und schließlich auch Sprachwandel gehen Hand in Hand.“

Die sprachwissenschaftliche Reflexion dieses Text- und Medienwandels ist jedoch noch nicht sehr weit vorangeschritten (vgl. Hess-Lüttich/Holly/Püschel 1996). Dabei zwingt die momentane Vielfalt der neuen Medien und textuellen Erscheinungsformen die Textlinguistik zu einer konkreten Auseinandersetzung mit diesem Phänomen. Es bedarf deshalb eines neuen linguistischen Textbegriffs, der die Dynamik kommunikativer und sozialer Prozesse, den Aspekt der sich rasant veränderten Wissens- und Medienkultur sowie moderne Kommunikationstechniken berücksichtigt. Eine linguistische Medienanalyse wäre dann als Textsortengeschichte im Rahmen einer soziopragmatischen Textlinguistik zu verstehen.

7 Sprachwandel durch neue Informations- und Kommunikationstechniken am Beispiel schriftbasierter Alltagskommunikation

„The media never rest“

(Jenkins 2003)

Der nun folgende empirische Teil der Arbeit versucht, anhand einer sprachanalytischen Untersuchung der Kommunikationsformen Telegramm, Brief, E-Mail, Chat und SMS zu klären, ob und wie sich die Beschleunigung der Kommunikation, die durch das jeweilige Medium bedingt ist, auf die Verwendung der Sprache innerhalb dieser Kommunikationsformen auswirkt. Eine grundlegende Prämisse ist, dass sich die Sprache nicht erst durch ihren Gebrauch in technischen Medien ändert, sondern Sprachwandel als soziologisches Faktum a priori gegeben ist. Vielmehr geht es darum zu untersuchen, inwiefern der Einsatz von Kommunikationsmedien die Sprachentwicklung in eine bestimmte Richtung steuert und Veränderungen katalysiert werden. Ein möglicher Zusammenhang wird von Schmitz (2004: 22f.) aufgezeigt, wenn er schreibt: „Medien beschleunigen gesellschaftliche Prozesse, indem ihre Existenz immer flüchtiger wird. [...] Jeglicher Sprachwandel folgt diesem Sog.“

Ein weiteres Anliegen dieser Untersuchung ist, die „Neuartigkeit“ des jeweiligen Kommunikationsmediums in Hinblick auf seine medialen Bedingungen und sprachlichen Realisierungen zu hinterfragen. So ist zu vermuten, dass vor allem zwischen Telegrammen und SMS sowie zwischen Briefen und E-Mails Parallelen auftreten. Die Grundfragen, die es im Anschluss an die Untersuchung zu beantworten gilt, lauten dann: Welche sprachlichen Veränderungen sind tatsächlich ein Resultat des Geschwindigkeitsimpetus des Mediums und welche sind auf die formelle bzw. informelle Ausrichtung der Kommunikationssituation zurückzuführen? Und: Handelt es sich bei dem Gebrauch von Sprache in neuen digitalen Medien um eine grundsätzlich neue Modalität von Schriftlichkeit oder vielmehr um eine Fortsetzung der Schriftlichkeit mit anderen Mitteln?

7.1 Telegramm

7.1.1 Mediengeschichtliche Entwicklung des Telegramms

Aus der Telegrafietechnik hervorgehend wurde das erste Telegramm (griech.: „tele“ = „fern“ und „gramma“ = „Buchstabe“, „Schriftzeichen“) 1844 verschickt.²⁹ Unmittelbar nach seiner Entstehung wurde der Telegrammversand in Europa staatlich monopolisiert und damit in einen institutionellen Kontext eingebunden. Nur 10% der im 19. Jahrhundert versandten Telegramme fielen in den Bereich der privaten Kommunikation (vgl. Schwitala 2002: 41). Die Regierungen und aufkommenden Wirtschaftsunternehmen erwiesen sich deshalb auch als entscheidende Antriebskräfte, um das Telegramm in seiner technischen Entwicklung weiter voranzutreiben. Die Geschwindigkeit der Nachrichtenübermittlung stieg exponentiell an, und mit der Integration des Telegrammdienstes in den europäischen Postverkehr gehörte das Telegramm bald zum Alltag. Gerade aber im alltäglichen Informationssaustausch spielte der hohe Kostenaufwand, den das Telegramm mit sich brachte, eine kommunikationsstrategische Rolle. Da sich neben einem Grundpreis die Kosten für ein Telegramm nach der Anzahl der Wörter richten, bildete sich früh ein sprachökonomischer Duktus heraus, bei dem jedes Wort eine relevante Information übermittelt.

Während des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts wurden Telegramme auch in Zeitungen wortgemäß republiziert und damit selbst für die nicht telegrafierende Öffentlichkeit stilistisch erkennbar und imitierbar. Naomi S. Baron (1999: 29) beschreibt, wie sich dieser Sprachstil auf die Zeitungssprache auswirkte: „As a result of restrictions on the amount of text that could quickly be sent across a telegraph wire, [...], a new ‚telegraphic‘ style of journalism emerged“. Ein entsprechendes Beispiel findet sich in Johannes Schwitalas (2002: 42) Korpus:³⁰

„Paris. 15. Juni, Abends. Es wird glaubhaft versichert, der gestrige Beschluß des deutschen Bundestages habe einzelne Unterzeichner der Wiener Kongreßakte veranlaßt, Akt zu nehmen daß damit die Artikel 54 und 63 der Kongreßakte, also die europäischen Verträge von 1815 verletzt seien. (Frankfurter Zeitung, o.J., S. 33)“.

²⁹ Der Geschwindigkeitsmodus der Nachrichtenübertragung wurde von den Franzosen semantisch fixiert, indem sie ihre Erfindung zunächst „Depesche“ (frz.: „dépêcher“ = „beeilen“) nannten. Der Begriff „Telegramm“ hat aus dem Amerikanischen Eingang in die deutsche Sprachpraxis gefunden.

³⁰ Johannes Schwitala untersuchte insgesamt 250 Telegramme, die im Museum für Kommunikation in Frankfurt a.M. archiviert sind.

Das Telegramm hatte wie kein anderes Kommunikationsmedium im ausgehenden 19. und folgenden 20. Jahrhundert immer auch eine historisch-politische Bedeutung: 1870 ließ Otto von Bismarck mit dem Versand der „Emser Depesche“ die Feindschaft zwischen Deutschland und Frankreich eskalieren. Während des Ersten Weltkrieges galt das Telegramm als wichtigste diplomatische Kommunikationsform und wurde von Kriegsberichterstattern genutzt, um schnellstmöglich Neuigkeiten von den Schlachtfeldern zu verkünden. Nach dem Zweiten Weltkrieg, während dem weite Teile der Infrastruktur zerstört wurden, erfuhr das Telegramm einen erneuten Aufschwung und wurde zur „Kommunikationssäule des Wirtschaftswunders“ (Hein 2000). Auch in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, während des Kalten Krieges, übernahm das Telegramm eine teilweise groteske Funktion im Alltag: Todestelegramme ersetzten an der deutsch-deutschen Grenze die polizeiliche Einreisegenehmigung, die sonst auf bürokratischen Wege hätte beantragt werden müssen. „Wer eine traurige Nachricht bei sich trug, schlüpfte leicht durch den Eisernen Vorhang“, erinnert sich Bernd Hein (ebd.).

Sowohl die geschäftliche als auch die private Nutzung von Telegrammen sank im Zuge der massenhaften Verbreitung des Telefons und seiner Verwendung zur Mitteilung dringender Botschaften. Während 1960 im deutschen Inlandsverkehr noch 21,6 Millionen Telegramme verschickt wurden, waren es 1970 nur noch 14 Millionen und nochmals zehn Jahre später halbierte sich selbst diese Zahl (vgl. Schwitalla 2002: 33). In den 1980er Jahren bemühte sich die Post verstärkt um eine grafische Belebung des Telegramms, indem es vorgefertigte Muster für verschiedene Kommunikationsanlässe wie Geburtstag, Hochzeit oder Todesfall anbot. Die Post verfolgte damit die Strategie, den Inhalt der oftmals redundanten Nachricht hinter der Geste verschwinden zu lassen. 1990, als die DDR schon offen, aber noch nicht verkabelt war, erlebte die Telegrafie im vereinigten Deutschland noch einmal eine Renaissance mit 18 Millionen Aufträgen (vgl. Stock 2001: 3). In den 1990er Jahren gab die Deutsche Post ihr Monopol über das Telegramm schließlich auf und erteilte der Telekom die Rechte am Auslandsdienst. Während 1990 nach Angaben der Telekom 1,6 Millionen Telegramme vom Inland ins Ausland aufgegeben wurden, sank diese Zahl 1999 auf 263.000. Im selben Jahr stellte die Telekom den Auslandsdienst ein. Das Inlandstelegramm wurde dagegen von der Deutschen Post als „Premiumprodukt“ neu positioniert. So wirbt die Post heute mit der Möglichkeit, private Grüße mit individueller Note per Telegramm zu versenden. Die Zustellung dauert dann bis zu zehn Stunden und kostet für einen Zehn-Wörter-Text ca. 15 Euro.

7.1.2 Datenmaterial

Da die Hochphase des Telegramms in das 19. und beginnende 20. Jahrhundert fällt, stellen Telegramme in dem hier bearbeiteten Kontext die älteste Kommunikationsform dar. Zwar reicht die mediengeschichtliche Genese des Briefes sehr viel weiter zurück, Briefe werden jedoch bis weit ins 20. Jahrhundert hinein als ein alltägliches Kommunikationsmedium benutzt. Der fast antiquarische Charakter von Telegrammen ist mit erheblichen empirischen Schwierigkeiten verbunden, wie Schendl (2001: 11) bemerkt: „The further back we go in time, the more sparse and unreliable the data become.“ In Rahmen dieser Untersuchung bringt die Festlegung auf Schriftstücke der Alltagskommunikation besondere Hindernisse mit sich, da private Kommunikationen in der Regel privat bleiben. Um einen postumen Missbrauch zu vermeiden, werden private Schriftstücke allzu oft vom Empfänger vernichtet. Hinzu kommt der Verlust bzw. die Zerstörung von Erinnerungsstücken durch Kriege und Vertreibungen im letzten Jahrhundert. Für eine Analyse von Telegrammen bedeutet dies, dass nur wenig verwendbares Datenmaterial zur Verfügung steht. Nur selten sind Telegramme über mehrere Generationen hinweg aufbewahrt und als zeithistorische Dokumente der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden. Entsprechend überschaubar ist der Fundus an Telegrammen, die im Museum für Kommunikation in Berlin gesammelt und archiviert wurden. Im Rahmen dieser Arbeit sind die acht von mir gesichteten Sammelbände, in denen Telegramme von 1897 bis 1980 aufgenommen wurden,³¹ jedoch völlig ausreichend, um textexterne und -interne Merkmale herauszufiltern und telegrammtypische Eigenschaften zu rekonstruieren.

7.1.3 Merkmale der Telekommunikation

Ein Telegramm ist zunächst ein „Papierblatt mit der Niederschrift der Nachricht, die telegrafisch befördert werden soll“ (Bärwald 2002: 13). Das Papierblatt, in der Regel im Format einer Karteikarte, besteht aus den Konstituenten Anschrift, Kurzinformation sowie Gruß. Die Übertragung der Botschaft erfolgt über staatliche Postämter: Der Absender diktiert seinen Text einem Beamten im Postamt entweder persönlich oder telefonisch. Dabei

³¹ 1. H.U. 22.5.1897, 2. Hochzeitserinnerungen (1910), 3. Telegramme Deutsche Reichspost (1900-1918), 4. Telegraphie des Saargebiets (1916-1929), 5. Telegramme Deutsche Reichspost (1919-1945), beinhaltet auch Telegramme von 1945-1950, 6. Mustertelegramme der Deutschen Bundespost (1960/61), 7. Telegramme der Post der DDR (1947-1980), 8. Telegramme Deutsche Bundespost (1950-1980)

werden die Empfängeradresse, der Text sowie der gewünschte Kartentyp notiert. Diese Angaben werden dann zu einem Postamt in der Nähe des Empfängers per Fernschreiber gesendet, wo ein Papierschreiben in die gewünschte Karte geklebt und per Boten an den Empfänger ausgetragen wird. Während der Text heute ausschließlich maschinell auf das Telegramm übertragen wird, wurden im 19. Jahrhundert und zumeist auch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Angaben handschriftlich mit blauer Kreide auf das Papierblatt geschrieben.

Der monetäre Wert jedes einzelnen Wortes wirkt sich entscheidend auf die Gestaltung des Fließtextes aus, der aufgrund der angestrebten sprachlichen Redundanz gar nicht mehr so fließend erscheint. Detailreichtum und Geschwätzigkeit lässt diese Kommunikationsform aus Kostengründen eigentlich nicht zu. Erforderlich ist genau soviel artikulatorischer Aufwand, wie der Adressat zur korrekten Entschlüsselung der Nachricht benötigt: *„habe nur siebenten fuer dresden, da sonntag den eltern = ruediger .“*³² (Deutsche Reichspost, 1916). Es gibt jedoch ein lexikalisch-syntaktisches Minimum, das, so errechnet Schwitalla (2002: 37) anhand seines Korpus, im Durchschnitt bei 7,8 Wörtern liegt. In der vorliegenden Untersuchung wurde die Textsammlung „Hochzeiterinnerungen“ stichprobenartig auf die Anzahl der Wörter in einem Text untersucht. Die quantitative Analyse ergab einen Durchschnittswert von 9,3.³³ Das kürzeste Telegramm im Korpus besteht aus einem Wort: *„Angekommen“* (Mustertelegramme Deutsche Bundespost, 1961), während sich bei mehreren Telegrammen der Inhalt über zehn Zeilen erstreckt. Lange Telegramme haben aber in der Regel einen offiziellen, geschäftlichen Hintergrund, so dass festgehalten werden kann, dass das Prinzip der Sprachökonomie hauptsächlich bei privaten Kommunikationszwecken zum Tragen kommt.

Eine analytische Auseinandersetzung mit der Text- und Satzstruktur der im Korpus vorliegenden Telegramme zeigt, dass die syntaktische Tilgung in der Regel bei Wortarten erfolgt, die vom Empfänger kognitiv leicht zu ergänzen sind: Artikel, die semantisch irrelevant sind; Personal- und Possessivpronomen, die sich kontextuell herleiten lassen; Hilfs- und Kopulaverben als logische Verbindung von Referenz und Prädikation sowie Präpositionen (vgl. Schwitalla 2002: 38f.). Entsprechende Belege finden sich im vorliegenden Material zuhauf:

³² Alle hier zitierten Telegramme entsprechen orthografisch den Originalen, d.h. Klein- und Großschreibung, Auflösung der Umlaute, zusätzliche Zeichen und orthografische Fehler werden analog übernommen.

³³ Auf eine vergleichende Analyse bei einer Sammlung, die nach 1950 erschienen ist, wurde verzichtet, da diese Sammlungen zu wenig Telegramme beinhalteten, um valide Angaben zu quantitativen Merkmalen machen zu können. Es lassen sich daher auch keine Aussagen über diachrone Entwicklungen in Hinblick auf die Wortanzahl in Telegrammen treffen.

- „*examen bestanden = boehner, tel. ass.*“ (Deutsche Reichspost, 1905),
- „*schon vierten in dresden = ruediger.*“ (Deutsche Reichspost, 1910),
- „*angenommen gruss = hans*“ (Deutsche Reichspost, 1912),
- „*mueller nicht gebucht bearbeiten sonnabend.*“ (Telegraphie des Saargebiets, 1929),
- „*BIN ERFURT KOMME BALD = EURE THEA*“ (Deutsche Reichspost, 1950),
- „*Termin unaufschiebbar Renner*“ (Mustertelegramme Deutsche Bundespost, 1960).

Daneben ist für Telegramme typisch, dass zur Reduzierung der Wörteranzahl die Satzklammer aufgehoben wird, wie dieses Beispiel zeigt: „*ankomme Sonntag 1503 herzliche Grüße Erwin*“ (Mustertelegramme Deutsche Bundespost, 1916). Die Bildung von ungewöhnlichen Komposita mit dem Ziel, mehrere Wörter zu einer Kosteneinheit umzuformen, ist scheinbar nicht zulässig. Eine solche Maßnahme findet sich im Korpus lediglich in einem in Asien aufgegebenen Telegramm:

„*MUTTI HERZLICHE GEBURTSTAGS WUENSCH HOCHERFREUT RADIOGRUSS
JANUARENDE WEITERGESUND HOFFE VONEUCH DASGLEICHE SANDTEPAKET
DURCH ASIENBANK ERWARTE BALDIGEN AUSFUEHRLICHEN RADIOGRUSS =
WALTER*“ (Deutsche Reichspost, 1942).

Erstaunlich ist allerdings, dass in einigen Telegrammtexten die Wörter selbst abgekürzt werden, obwohl der Anzahl der Zeichen in einem Wort letztlich keine finanzielle Bedeutung zukommt:

- „*herzl glueckwunsch = paula und mann*“ (Deutsche Reichspost, 1910),
- „*kassenbuch unterm vorhang rechts weiters morgen*“ (Deutsche Reichspost, 1920),
- „*ankunft 15.12. um 12.03 uhr lichtenberg kommen gegen 16.00 uhr zu euch karola u martin*“ (Post der DDR, 1978).

Zwar könnte man annehmen, das Prinzip der Sprachökonomie sei bei den Absendern soweit verinnerlicht, dass sie es auf die Gesamtstruktur der Nachricht projizieren, allerdings sind die Abkürzungen hier bei jeweils nur einem Wort festzustellen. Eine allgemeine Tendenz zur Verwendung von Akronymen und Abkürzungen kann bei der Telegrammkommunikation also nicht ausgemacht werden.³⁴

Charakteristisch für die untersuchten Telegramme ist ferner, dass sie oftmals Elemente einer Codesprache enthalten oder ohne jeglichen kontextuellen Bezug formuliert werden,

³⁴ Akronyme sind Wörter, die aus den jeweiligen Anfangsbuchstaben der Wörter einer Wortfolge gebildet werden und in der Buchstabierweise ausgesprochen werden wie z.B. „*MfG*“. Abkürzungen dagegen sind schriftliche Kurzformen von Wörtern, die typischerweise aus den Anfangsbuchstaben gebildet werden. Zu unterscheiden sind konventionelle Abkürzungen wie „*Abk.*“, „*Di*“ von unkonventionellen Ad-hoc-Abkürzungen wie „*viell.*“, „*i.*“

so dass einige – textwissenschaftlich gesehen – weder kohäsiv noch kohärent sind, wie diese Beispiele belegen:

- „*gottlieb geordnet weil vor erhalt unseres telegramms verkauft weiteres neupreisig* .+“
(Telegraphie des Saargebiets, 1916),
- „*haufen glück =adolf* .+“ (Deutsche Reichspost, 1919).

Die Verwendung eines Codes kann zum einen sprachökonomische Gründe haben, zum anderen aber auch darauf zurückzuführen sein, dass der Inhalt eines Telegramms für Postbedienstete einsehbar ist. Zwar unterliegt ein Telegramm zugleich dem Briefgeheimnis, d.h., die Postbeamten dürfen den Inhalt weder an andere weitergeben noch verfälschen; der halböffentliche Charakter telegrafischer Mitteilungen wirkt sich aber dennoch auf den Sprachstil aus. So sind nahezu alle der hier eingesehenen Telegramme in der Standardsprache verfasst und beinhalten selten umgangs- und regionalsprachliche Abweichungen. Auch aus diachroner Perspektive zeigen sich keine auffälligen Varianzen in der stilistischen Gestaltung der Texte. Lediglich ein lexikalischer Wandel ist über die Jahrzehnte hinweg konstatierbar, dies vor allem bei Glückwunsch- und Grußfloskeln. Da diese Veränderungen aber nicht auf die medialen Bedingungen der Kommunikationsform selbst zurückzuführen sind, sollen sie hier auch nicht weiter erläutert werden. Aufgrund der stets gleich bleibenden sprachlichen Merkmale finden sich in der Literatur auch kaum medien- und sprachkritische Stimmen zum Telegramm. Zwar vermag Christian Holtorf (2002: 5) im Telegrammstil einen Verfall der Sprache zu einem „maschinellen Idiom“ erkennen, diese Kritik zielt aber auf die Verwendung des Telegrammstils in anderen Medien. So ist gerade in Zeitungen, aber auch auf Notizzetteln und Merkblättern ein telegrammtypischer Duktus leicht identifizierbar.

Neben den erkennbaren sprachlichen Merkmalen ist ein Telegramm auch mit ganz bestimmten Kommunikationsanlässen verbunden, wie die Kindheitserinnerung des Schweizer Autors Hein (2000) verdeutlicht:

„Es klingelt. Vater schaut Mutter an, Mutter schaut ihn an und geht zur Tür. Als sie zurückkommt, hält sie einen Umschlag in der Hand, beige wie ausgewaschenes Packpapier, rote Schrift: Telegramm. Ihr Gesicht ist blass. Er muss etwas Schlimmes passiert sein. Immer wenn ein Telegramm kommt, ist etwas Schlimmes passiert. Sie schneidet den Umschlag auf, faltet das Papier auseinander, liest: ‚Vater gestorben / Beerdigung Freitag / Otto‘. Fünf Worte, ein Faustschlag.“

Schlechte Nachrichten als Motiv für den Versand eines Telegramms finden sich auch im Korpus, z.B.: *„Urlaub sofort abbrechen Schmiedestahl“* (Mustertelegramme Deutsche Bundespost, 1960). Weitaus häufigere Anlässe stellen jedoch Glückwünsche zum Geburtstag, zur Konfirmation, zur Hochzeit etc. dar:

- *„herzlichsten wuensche der confirmandin und eltern senden = wilhelm kluge u frau .+“* (Deutsche Reichspost, 1908),
- *„Herzlichen Glückwunsch den Neuvermählten Familie Kroll“* (Hochzeiterinnerungen, 1910),
- *„herzliche glückwünsche zur vermählung familie hassdenteufel“* (Deutsche Reichspost, 1919).³⁵

Auffallend im Zusammenhang mit Glückwunschtelegrammen ist, dass diese oft innerhalb einer Stadt empfangen und versandt werden. Hier wäre ein Versand von Grußkarten eigentlich nahe liegender. Hein (2000) verweist jedoch darauf, dass Telegramme im Gegensatz zum Brief eine „Aura wichtiger Amtlichkeit“ besitzen. Aufgrund dieses Merkmals werden Telegramme auch dazu verwendet, andere Kommunikationswege anzukündigen bzw. zu erbeten, wie diese Beispiele zeigen:

- *„Ich rufe Sie morgen früh 9 Uhr an Josephs“* (Deutsche Reichspost, 1916),
- *„herzliche segenswuensche brief folgt – familie schreyer .+“* (Deutsche Reichspost, 1920),
- *„Erbitte Anruf Margarethe“* (Mustertelegramme Deutsche Bundespost, 1960).

Es bleibt festzuhalten, dass das Telegramm wie wohl kein anderes neues Medium im 20. Jahrhundert kommunikationsgeschichtlich von herausragender Bedeutung ist, da es auf der Grundlage der Telegrafie den schriftbasierten Nachrichtentransport von der begrenzten Geschwindigkeit der Verkehrstechnik loslöste und sich ein autonomes, immens beschleunigtes Vermittlungssystem entwickelte, auf dem alle folgenden Kommunikationsmedien aufbauten. „Das Telegramm hat die Menschheit vom Pferderücken in die Neuzeit katapultiert“, schlussfolgert Hein (2000) pointiert. Dennoch blieb der qualitative Zuwachs quantitativ hinter den technischen Möglichkeiten der Kommunikationsform zurück. Aufgrund des hohen Kostenfaktors einerseits und dem halböffentlichen Modus der Nachrichtenübertragung andererseits blieb das Telegramm in seiner Funktion deshalb weitestgehend auf die Übermittlung von Notfällen, schlechten Nachrichten und Glückwünschen beschränkt.

³⁵ Dass gerade Glückwunschtelegramme am häufigsten überliefert sind, mag darauf zurückzuführen sein, dass diese stets an ein bestimmtes, positiv konnotiertes Ereignis gekoppelt sind und in entsprechenden Alben aufbewahrt werden.

7.2 Brief

„Entschuldige bitte diesen langen Brief,
ich hatte keine Zeit für einen kürzeren.“

(Johann Wolfgang v. Goethe)

7.2.1 Mediengeschichtliche Entwicklung des Briefes

Die interpersonelle Verständigung mittels Briefen ist Teil einer in Jahrhunderten entwickelten Kultur des Lesens und Schreibens. Die Geschichte des Briefes kann bis zu den babylonisch-ägyptischen Korrespondenzen in der Antike zurückverfolgt werden. Doch erst die Verbreitung der Schrift im Mittelalter erwies sich als konstitutiv für die Etablierung gesellschaftlicher Institutionen im Bereich Verwaltung, Wirtschaft und Schulwesen. In diesem Zuge bildeten sich erste städtische Botenanstalten und Nachrichtensysteme heraus, die die Beförderungsmöglichkeiten des Briefes verbesserten und ihn zu einer Kommunikationsform des öffentlichen Informationsaustauschs instrumentalisieren. Die lange konkurrenzlose Zeit des Briefes machte ihn schließlich zu einem zentralen Kulturgut.

Das 18. Jahrhundert avancierte nicht nur in quantitativer, sondern auch in qualitativ-funktionaler Hinsicht zum Jahrhundert des Briefes, indem sein kommunikativer Charakter entdeckt wurde. Mit der Emanzipation des Bürgertums und dem Bedürfnis nach emphatischer Selbstdarstellung begann die Genese des Privatbriefes. Nikisch (1991: 212) kommentiert die damit verbundene Funktionsverschiebung des Briefes wie folgt: „Der Anteil des ‚Privaten‘ [...] erhöht den sozialgeschichtlichen und biographischen Zeugniswert der Briefe, wohingegen der urkundlich-rechtliche Aspekt in der Neuzeit zunehmend an Bedeutung verliert.“ Indem Briefe nun dem Ausdruck von Gefühlen gewidmet wurden, richtete sich das Interesse auf den Charakter ihrer Intersubjektivität. Auf sprachlicher Ebene erfolgte ein Angriff auf die bis dato gültigen rhetorischen Regeln,³⁶ der eine expressive Spontaneität freisetzte.

Im 19. Jahrhundert drängte die Industrialisierung den Brief zunächst wieder in den Bereich zurück, von dem aus er seinen Ausgang nahm: dem Bereich der Verwaltung. Indem aber auch der Postverkehr nach industriellen Maßstäben umstrukturiert wurde, entwickelte sich der Brief zu einem Massenmedium. Georg Steinhausens (1891: 408) Diagnose für eine Kulturgeschichte des Briefes im 19. Jahrhundert lautet entsprechend:

³⁶ Mehrere Jahrhunderte lang galt der Brief als Bestandteil der Rhetorik und rhetorischer Kunstübung. Die strukturellen Hauptbestandteile der durch die Rhetorik verbreiteten Brieflehre waren: *Salutio*, *Captatio benevolentiae*, *Exordium*, *Narratio*, *Petito* und *Conclusio*.

„Der Umschwung der Verkehrsmittel bedingt zugleich einen Wandel im Leben. [...] Eine rastlose Unruhe charakterisiert unser Leben. Und die raschlebenden modernen Menschen – trotzdem oder weil so ungeheuer viel mehr korrespondiert wird – haben nicht Zeit und nicht Lust zu Briefen nach Art des vorigen Jahrhunderts.“

Letztlich war es die Erfindung und Ausbreitung der Briefmarke in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die ein einheitliches und niedriges Porto garantierte und den Brief als Kommunikationsmittel entprivilegierte, demokratisierte und durch verbesserte Transportmittel auch entscheidend beschleunigte.

Als erstes Medium in einer Kette von Verdrängungsmedien setzte sich das Telegramm neben die Briefkommunikation. Beide Kommunikationsformen bedienten jedoch von Anfang an verschiedene Funktionsbereiche, so dass sie sich als Medien eines reflexiven Gedankenaustauschs einerseits und immens beschleunigter kostenintensiver Kurznachrichten andererseits gegenseitig nicht gefährdeten. Nach dem Zweiten Weltkrieg bekam der Brief Konkurrenz durch das Telefon, das, so der Tenor einiger Medienkritiker, den Verfall der Kultur des Privatbriefes einleitete.³⁷ Auch gegen maschinengeschriebene Privatbriefe regte sich bis in die 1980er Jahre hinein Widerstand, da diese Form als unpersönlich galt (vgl. Freyermuth 2002: 4). Erst als der Computer die Schreibmaschine als primäres Textproduktionsmedium ablöste und sich in den 1990er Jahren als multifunktionales Arbeits- und Kommunikationsgerät durchsetzte, wurde der „neuzeitliche Übergang von der individuellen Hand- zur standardisierten Maschinschrift“ (ebd.) vollzogen. Der Computer veränderte nicht nur äußerlich den Modus der Textproduktion, sondern wirkte sich auch kommunikationsstrategisch auf die Gestaltung des Textinhalts aus. Deshalb sollen handgeschriebene, maschinengeschriebene und am Computer getippte Briefe im Folgenden getrennt dargestellt werden.

³⁷ 1979 ließ die Deutsche Post eine Umfrage durchführen, die über die Einstellung der Bevölkerung zum Briefeschreiben Auskunft geben sollte. Die Untersuchung ergab, dass 26% der Befragten nicht mehr als ein bis zwei Briefe im Monat und 54% der Befragten monatlich weniger als einen privaten Brief schrieben (vgl. Langeheine 1983: 190). Auf die offensichtliche Stagnation der privaten Briefkommunikation reagierte die Deutsche Post mit der Aktion „Schreib mal wieder!“ und versucht seitdem, das Briefeschreiben strategisch zu vermarkten.

Dass die Zahl der in Deutschland versandten Briefe tatsächlich zunahm, ist weniger auf die Werbemaßnahmen der Post zurückzuführen, sondern vielmehr auf eine Ausweitung des Dienstleistungssektors, dessen Aktivitäten das Briefvolumen entscheidend vergrößerten. So wurden 2003 täglich 72 Millionen Briefe in Deutschland registriert, doch entstammen lediglich zehn Prozent davon dem privaten Briefverkehr (vgl. Höflich 2003: 40).

7.2.2 Datenmaterial

Briefe als Medium des schriftlich fixierten zwischenmenschlichen Gedankenaustauschs werden seit dem 18. Jahrhundert immer wieder in literarische Werke integriert oder ganz explizit als literarische Briefwechsel veröffentlicht. Dementsprechend umfangreich und vielfältig ist das Material, das der Epistolografie potentiell zur Verfügung steht. Da es sich bei diesen Briefen aber überwiegend um künstlich stilisierte und fiktionale Texte handelt, sind sie für diese Arbeit nicht von Nutzen, da der Brief in der folgenden Untersuchung ausschließlich als Mittel der alltäglichen Kommunikation analysiert werden soll. Die Erforschung der privaten Briefkommunikation sieht sich jedoch mit dem grundlegenden Problem konfrontiert, an geeignetes repräsentatives Material zu gelangen. Private Briefe aus dem 19. Jahrhundert sind nur in geringer Zahl überliefert, da diese Briefe als wenig bewahrenswert galten. Aufbewahrt wurden lediglich Briefe von und an Personen, die gesellschaftlich für bedeutend und erinnerungswert gehalten wurden (vgl. Nikisch 1991: 52). Sozialgeschichtlich relevante Briefsammlungen gehen aus der überlieferten Feldpost der beiden Weltkriege im 20. Jahrhundert hervor, jedoch handelt es sich dabei um einen Spezialfall, der wohl kaum unter dem Stichwort Alltagskommunikation zu erfassen ist. Für private Briefdokumente, die nach 1950 entstanden sind, erweist sich das im Grundgesetz verankerte Briefgeheimnis als empirisches Hindernis.³⁸ Viele private Briefe des letzten Jahrhunderts befinden sich – sofern sie denn als bewahrenswert galten – in privaten Haushalten und werden als Erinnerungsstücke an folgende Generationen weitergegeben. Personen aus meinem Bekanntenkreis, die von mir nach der Aufbewahrung ihrer Briefpost befragt wurden, gaben mehrheitlich an, überwiegend Gruß- und Postkarten aufzubewahren. Briefe werden nur dann aufgehoben, wenn sich ihr Inhalt auf eine besondere, emotional bedeutsame Freundschaft bezieht. Gleichwohl wurde aufgrund der darin enthaltenen Intimität die Weitergabe dieser Briefe an mich weitgehend verweigert.

Aus diesem Grund entstammt der größte Teil des für diese Arbeit erstellten Briefkorpus den Briefsammlungen des Museums für Kommunikation Berlin. Im Rahmen einer umfassenden kultur- und mentalitätsgeschichtlichen Forschung archiviert das Museum überwiegend Briefe der letzten 60 Jahre, die einen zeithistorischen und dokumentarischen Charakter haben. Dabei entstand die Briefsammlung „Innerdeutscher Briefwechsel“ mit ca. 50 Briefwechseln zwischen Personen in Ost- und Westdeutschland von 1952 bis in die 90er Jahre hineinreichend. Dieser Briefsammlung wurden vier Briefwechsel entnommen, die

³⁸ Post mortem ist eine Veröffentlichung privater Schreiberzeugnisse ohne die Zustimmung des Schreibers erst 70 Jahre nach dessen Tod möglich.

aus teilweise jahrzehntelangen Briefwechseln zwischen befreundeten Personen hervorgehen.³⁹ Auch wenn die deutsch-deutsche Thematik für die folgende Analyse nicht relevant ist, so kann mit der Auswahl des Materials dennoch sichergestellt werden, dass es sich um private Kommunikation handelt und sich die kommunikativen Aktivitäten zwischen denselben Personen über mehrere Jahre hinweg erstrecken. Ergänzt wird dieses Datenmaterial durch 15 eigene, in den 1990er Jahren erhaltene Briefe von Absendern unterschiedlichen Alters. Berücksichtigt werden auch die Daten und Erkenntnisse aus der Forschungsliteratur zur Briefkommunikation, hier vor allem Wyss/Schmitz (2002), die ihren Sammelband zur Briefkommunikation im 20. Jahrhundert entlang der Theorie eines Sprachgebrauchwandels strukturieren, „der geprägt ist von einer raschen Ausdifferenzierung von Text- und Gesprächsformen im Spannungsfeld zwischen konzeptioneller Mündlichkeit und Schriftlichkeit“. In diese Forschungsperspektive ist die folgende Analyse einzureihen.

7.2.3 Merkmale der Briefkommunikation

Ein Blick in die Forschungsliteratur zeigt deutlich, dass die funktionale und formale Heterogenität von Briefen eine einheitliche Definition erschwert. Höchst unterschiedlich sind auch die wissenschaftlichen Perspektiven, von denen aus versucht wird, sich einer Phänomenologie des Briefes zu nähern. Während hermeneutisch operierende Ansätze den Brief hauptsächlich über dessen Textgehalt definieren, ist für die Vertreter kommunikationswissenschaftlicher Disziplinen die Dialogizität von Briefen eine wesentliche Bestimmungskomponente. So stellt für Karl Ermert (1979: 5) der Brief zunächst nicht mehr als eine „Fortsetzung des direkten Gesprächs mit anderen Mitteln“ dar. Die Annahme, der Brief sei ein „Redesubstitut“ (Nikisch 1991: 12, Meier 2002: 60, Höflich 2003: 39) suggeriert zunächst, die Briefkommunikation leite sich von der Face-to-Face-Kommunikation ab, indem sie eine Situation schafft, in der der Brief als Medium das anwesende Substrat des abwesenden Gesprächspartners ist. Die Dialogmetapher findet sich auch bei Ernest W.B. Hess-Lüttich (1997: 275): „Klassisch betrachtet ist der Brief ein Monolog, der ein Dialog sein will.“ Beide Thesen, die der Monologizität und die der Dialogizität, erscheinen legitim. Denn einerseits äußert sich zunächst nur eine Person in einem schriftlichen Text, ohne dass

³⁹ Im Einzelnen sind dies eine von 1952-1996 andauernde intensive Männerfreundschaft (Briefwechsel Nr. 7, Stuttgart/Heinkel), ein in den 1960er stattfindender Briefwechsel zwischen einer älteren Frau und ihrer Enkelin (Briefwechsel Nr. 32, Dinslaken/Knutzen), eine von 1972 bis in 1990er andauernde intensive Brieffreundschaft zwischen zwei Frauen (Briefwechsel 38, Dentlein/Thoma) und eine in den 1980er Jahren stattfindende Korrespondenz einer Familie mit 43 verschiedenen Bekannten (Briefwechsel Nr. 8, Berlin/Beyschwang).

die Möglichkeit zu direkter Gegenrede existiert, andererseits zielt jede Äußerung dieser Person auf die potentielle Intersubjektivität des Schreibaktes. Jeder Briefversand ist auf die Herstellung eines kommunikativen Kontaktes zwischen zwei definiten Personen ausgerichtet und impliziert, dass der Schreiber eine Antwort durch den Empfänger erwartet.⁴⁰

Daneben existieren Definitionen, die den Fokus auf den raumzeitlichen Phasenverzug des Kommunikationsaktes legen. Volker Langeheine (1983: 193) beschreibt die Briefkommunikation „als räumlich und zeitlich getrennte und deshalb indirekt zentrierte Interaktion in schriftlicher Form zwischen zwei fest bestimmten Kommunikationspartnern [...] mit wechselnder Schreiber-/Leserrolle“. Auch Jörg Meier (2002: 58) betont den Modus der Informationsübertragung, demzufolge ein Brief „eine auf Papier geschriebene, an eine Adresse gerichtete, ein- oder zweiwegige Kommunikation [ist], die durch eine Person oder Organisation übermittelt wird“.

In der textlinguistischen Forschung wird der Brief seit der pragmatischen Wende in den 1970er Jahren als ein kommunikatives Paradigma im Rahmen einer empirischen Theorie zur Klassifikation von Textsorten untersucht. Der Brief als solcher ist noch keine Textsorte, sondern eine Kommunikationsform, die sich durch die Gegebenheiten der kommunikativen Situation auszeichnet (vgl. Ermert 1979: 59, Meier 2002: 62). Briefsorten definiert Ermert (1979: 43) dann analog zur Textsortentheorie als „Sprechhandlungsmuster [...], die bestimmte gemeinsame Merkmale tragen, nämlich diejenigen, die einen bestimmten Text als Brief erkennen lassen [...] und die durch bestimmte andere Merkmale voneinander zu unterscheiden sind“. Aufgrund verschiedener Formen und Ausprägungen sind Briefsorten von Sprachbenutzern in der Regel leicht identifizierbar und gehören zum Bestand des routinisierten kommunikativen Alltagswissens.⁴¹ Ermert (ebd.) und Meier (2002) leiten die regelhafte Abhängigkeit textinterner Merkmale und äußerer Formalien von soziopragmatischen Faktoren wie Schreiberintentionen, den sozialen Rollen der Kommunikationspartner und medialen Bedingungen ab, wobei sich textinterne und textexterne Faktoren gegenseitig bedingen.

Zu den textexternen Faktoren gehört die Materialität eines Briefes, die ihm den Status eines rechtsverbindlichen Dokumentes verschafft. Die Gestaltung des Briefumschlags, die Wahl des Briefpapiers sowie die handschriftliche bzw. maschinelle grafische Umsetzung leisten bereits einen Beitrag zur pragmatischen Verortung des jeweiligen Briefes und fun-

⁴⁰ Den Aspekt der Intersubjektivität paraphrasiert Ong wie folgt (1982: 201): „Even in writing to a close friend I have to fictionalize a mood for him, to which he is expected to conform.“

⁴¹ Auch heute noch wird jedes Kind in der Schule mit den formalen Charakteristika brieflicher Textsorten konfrontiert; es durchläuft also eine Art Briefsozialisation. Aufgrund dieser kollektiv akzeptierten Konventionen bildete sich eine Briefkultur heraus, an der sich auch das individualisierte private Schreiben orientiert.

gieren als so genannte „Präsignale“ (Heinemann/Viehweger 1991: 212).⁴² In dem hier vorliegenden Korpus sind nur sehr wenige Brieftexte mit dem dazugehörigen Briefumschlag erhalten. Dies ist vermutlich darauf zurückzuführen, dass der Umschlag für den Empfänger nicht mehr interessant ist, wenn Angaben wie der Name des Absenders und das Datum auch dem Briefblatt entnommen werden können.

Die formalen Elemente des Briefblattes zählen ebenfalls zu den textexternen Elementen eines Briefes. Durch ihr Auftreten und ihre ganz spezifische Anordnung ist ein Briefblatt in der Regel leicht von einem normalen Schriftstück zu unterscheiden. Während einige Autoren Anrede- und Verabschiedungsformel als textexterne Komponenten behandeln, betont Ermert (1979: 194) ihre metakommunikative Funktion. In der Tat verfügen diese Sequenzen über einen besonderen Status gegenüber dem Brieftext, da sie als gebrauchsfertige Texteingführungen und -beendigungen immer wiederkehren. Sie sollten jedoch nicht als ein rein formales textexternes Element gewertet werden, da sie eine wichtige Kontextualisierungsfunktion zur interaktiven Festlegung des jeweiligen Rahmens (Goffman 1980) übernehmen. So ergab die Analyse des langjährigen Briefwechsels zwischen zwei befreundeten Männern (Briefwechsel Nr. 7), dass mit der zunehmenden Intensivierung der Freundschaft die Grußformeln gleichsam emotionaler und intimer wurden:

- „Lieber Freund“ (ebd., 1957),
- „Lieber Horst“ (ebd., 1958),
- „Mein lieber Horst“ (ebd., 1959),
- „Du mein Gedanke“ (ebd., 1959),
- „Du –“, (ebd., 1959),
- „Mein viellieber Horst!“ (ebd., Datum unbekannt).

Gleiches lässt sich bei den Verabschiedungssequenzen beobachten:

- „[...] es grüßt Sie nicht mehr Ihr Freund, sondern tut dasselbe aufs herzlichste dein Freund [Nennung des vollen Namens]“ (ebd., 1957),
- „Dein Fritz Alexander“ (ebd., 1958),
- „Herzlichst Dein Fritz“ (ebd., 1959),
- „Herzliche Grüsse und drücke ich Dich. Ich bin Dir gut, Du weißt es und noch viel mehr. Fritz Alexander“ (ebd., 1959).

In den anderen Briefsammlungen dominieren standardisierte Anrede- und Grußsequenzen:

⁴² So ist ein handgeschriebener Brief mit ebenfalls handgeschriebenen Angaben auf dem Briefumschlag ein Zeichen für den privaten Status eines Briefes, ein schwarzer Briefumschlag verweist auf eine Todesnachricht, und ein Briefumschlag im Langformat wird in der Regel bei offiziellen Geschäfts- und Behördenbriefen eingesetzt.

- „*Liebe Karla*“ (Briefwechsel Nr. 32, 1966),
- „*Liebe Gerlinde*“ (Briefwechsel Nr. 38, 1987),
- „*Ihr Lieben*“ (ebd. 1981; Briefwechsel Nr. 8, 1986),
- „*Liebe Steffi, liebe Sabine*“ (eigene Briefsammlung, 1992),
- „*Hallo Sabine*“ (ebd., 1994),
- „*Ihre [...]*“ (Briefwechsel Nr. 8, 1984),
- „*Herzlich Dein Vati*“ (eigene Briefsammlung, 1994),
- „*Deine Omi*“ (ebd., 1991).

Die häufigste und über Jahrzehnte konstanteste Anredeformel ist „*Liebe/Lieber [...]*“. Die Verwendung dieser Anrede setzt jedoch voraus, dass sich die Kommunikationspartner persönlich kennen, was bei privaten Briefen zumeist der Fall ist.⁴³

Während sich die Anredeelemente in den vorliegenden Briefen kaum verändert haben, sind bei den Verabschiedungssequenzen durchaus sprachliche Varianzen erkennbar, die für eine Aufhebung verfestigter formeller Floskeln in der Gegenwartssprache sprechen:

- „*Sei herzlichst bedankt und oftmals begrüßt von Deinem Fritz*“ (Briefwechsel Nr. 7, 1959),
- „*Herzlich grüßt Dich in Dankbarkeit Dein Klaus-Eckhardt*“ (ebd., 1979),
- „*Mit herzlichen Grüßen von Haus zu Haus [...]*“ (Briefwechsel 8, 1986),
- „*Viele liebe Grüße wünscht euch Omi*“ (eigene Briefsammlung, 1992),
- „*Ciao Linda*“ (ebd., 1995),
- „*Bis bald Sandra*“ (ebd., 1997).

Ähnliches gilt für den Einleitungssatz, in dem sich der Schreiber für den empfangenen Brief bedankt oder für die späte Antwort entschuldigt. Phrasen wie „*Deinen lieben Brief habe ich mit vielen Dank erhalten*“ (Briefwechsel 32, 1986) sind in den von 1952 bis 1990 formulierten Briefen häufig und in standardisierter Form zu finden, während es in den aus den 1990er Jahren stammenden Briefen kaum Belege dafür gibt.

Aus diachroner Perspektive erscheint hier eine Lockerung des soziopragmatischen Rahmens evident. Berücksichtigt man jedoch weitere soziolinguistische Aspekte wie das Alter der Textproduzenten und die Intensität der Beziehung zwischen den Kommunikationspartnern, fällt auf, dass diese Faktoren eine weitaus gewichtigere Rolle als der Faktor Zeit spielen. So kann festgehalten werden, dass – unabhängig vom Zeitpunkt der Textproduktion – Schreiber höheren Alters zu der Verwendung formelhafter und elaborierter An-

⁴³ Verwendet ein Kommunikationspartner eine in Bezug auf den Beziehungsstatus unangebrachte Anrede, kann es zu „Rahmenbrüchen“ (Goffman 1980) kommen, wie dieses Beispiel zeigt „*Lieber Horst, so darf ich Sie doch sicherlich noch anreden?*“ (Briefwechsel 7, 1967).

rede- und Grußformeln neigen, während sich in diesem Korpus der informelle Duktus der jüngeren Briefschreiber auch in kurzen, sprechsprachlichen Anrede- und Verabschiedungssequenzen widerspiegelt. Auch die Frequenz der Briefkommunikation und die Intensität der Brieffreundschaft wirken sich entscheidend auf die Formulierung der Grußfloskeln wie auch auf die sprachliche Gestaltung des Briefes insgesamt aus. Umso allgemeiner der Inhalt gehalten ist, umso formeller und unpersönlicher erscheint auch die Wahl der sprachlichen Elemente.⁴⁴ Die in der Briefsammlung dokumentierte Brieffreundschaft zwischen zwei Männern (Briefwechsel Nr. 7) zeigt dagegen, wie sich mit der emotionalen Annäherung der Kommunikationspartner und der Steigerung der Kommunikationsfrequenz auch die sprachliche Gestaltung der Texte selbst ändert. Die lexikalische und syntaktische Struktur nähert sich der eines Face-to-Face-Gesprächs an (*„Weißt Du, [...] ; Schau, [...].“*) (ebd.), welches vom Schreiber auch tatsächlich angestrebt wird: *„[...] , weil ich heute noch Zeit habe, möchte ich mich mit Dir ein bisserl unterhalten.“* (Ebd., Datum unbekannt) Dennoch ist für diese Briefe als „Austragungsort psychischer Konflikte“ (Ebrecht 1990: 245) charakteristisch, dass es sich dabei eben nicht um ein Gespräch handelt. Diese Funktion spezifiziert Harro Müller-Michaels (2001: 5), indem er darlegt, wie sich die meisten privaten Briefe um grundlegende „Kernerfahrungen“ des Menschen wie Liebe, Trauer, Einsamkeit und Tod kreisen. „Wovon man nicht sprechen kann, davon lässt sich schreiben“, formuliert er pointiert (ebd.).

Erstaunlich ist, dass alle im Korpus vorliegenden Briefe fast ausnahmslos in der Standardsprache abgefasst wurden. Nur selten finden sich dialektale Ausdrücke wie *„gell“* und *„bissert“* (Briefwechsel Nr. 7, 1958); umgangssprachliche Elemente treten lediglich in Anrede- und Verabschiedungsformeln auf. Auch in ihrer internen Struktur weisen die Texte einen hohen Grad an Kohäsion und Kohärenz auf. Einzelthemen folgen nicht einfach willkürlich aufeinander, sondern werden vom Schreiber assoziativ hergeleitet und sowohl semantisch als auch syntaktisch miteinander verbunden. Auf die Möglichkeit, Briefe strukturierter und elaborierter als Gespräche zu gestalten, weist der Schreiber des Briefwechsels Nr. 7 explizit hin:

„Wenn ich es recht bedenke, haben wir fast einen zu regen Briefwechsel, aber am Beginn einer Bekanntschaft ist es doch nötig, sich kennenzulernen. Man muß so viel Dinge schreiben und beschreiben, damit der andere weiß, woran er ist. In einem Gespräch läßt sich das

⁴⁴ Viele Briefe, die nur zu bestimmten Anlässen wie Weihnachten und Geburtstag geschrieben werden, haben den Charakter von phatischer Kommunikation, d.h., die Kommunikation wird hauptsächlich zur Aufrechterhaltung des zwischenmenschlichen Kontakts eingesetzt und beruht in der Regel auf einer geringen Informationstiefe.

natürlich besser machen, weil man dann Zeit hat und sprechen ja schneller geht als schreiben. Doch kann man beim Schreiben besser überlegen und präziser formulieren – so gleicht sich das auch wieder aus. Deshalb also die rasche Folge der Briefe, damit wir uns näher kommen.“ (Ebd., Datum unbekannt)

Den hohen Grad an Reflexivität, den die Textproduzenten in den Schreibprozess einbringen, zeigt sich auch in den verhältnismäßig wenig auftretenden orthografischen Fehlern. Nur selten ist ein Schreiber gezwungen, nach Abschluss des Textes durch Korrekturen oder Ergänzungen in die Textgestalt einzugreifen. Lediglich eine Schreiberin des Briefwechsels Nr. 8 (1980er Jahre), die ihre Texte ausschließlich auf Grußkarten niederschreibt, zeigt Schwierigkeiten, ihren Inhalt antizipatorisch zu strukturieren und weicht aus Kapazitätsmangel auf die Ränder der Grußkarte aus. Diese Briefe weisen auch die größte Anzahl an Korrekturen auf.

Während die hier untersuchten Briefe in einem hohen Maße an der Standardsprache und strukturellen Konventionen der Briefkommunikation ausgerichtet sind, erkennt Stephan Elspaß (2002) in Brieftexten, die an der Wende zum 20. Jahrhundert von Sprachbenutzern der Unter- und einfachen Mittelschicht geschrieben wurden, dass diese allesamt eine Tendenz zu Reduktion und Sprechsprachlichkeit aufweisen. Er vergleicht diese – hier sei den folgenden Kapiteln vorweg gegriffen – mit dem heute oftmals kritisierten Sprachgebrauch in den neuen digitalen Kommunikationsmedien. Letzteren, so Elspaß' These, werden sprachliche Phänomene unterstellt, die keinesfalls neu sind, sondern die es in der privaten Briefkommunikation immer schon gab (ebd.: 6ff.). Dies exemplifiziert er an phonetischen, lexikalischen, syntaktischen und grafischen Stilelementen. So finden sich in zahlreichen privaten Briefen Ideogramme, Tilgungen des Schwa in der Wortmitte (*sehn* statt *sehen*) und am Wortende (*find* statt *finde*), Tilgungen wortfinaler Dentale (*nich* statt *nicht*) sowie Tilgungen von Anfangssilben (*mal* statt *einmal*), ferner Assimilationen (*wars* statt *war es*), Interjektionen (*ach*), Partikel (*nun*, *halt*) und regionale Schreibeigenheiten (ebd.: 13ff.). Lediglich in einem Nebensatz erwähnt Elspaß dann allerdings den Umstand, dass die sein Korpus repräsentierenden Briefe von Verfassern stammen, die kaum mit der Technik des Briefeschreibens bzw. mit der Schriftsprachlichkeit überhaupt vertraut waren (ebd.: 27). Das Auftreten sprechsprachlicher Elemente ist hier also weniger als bewusst gewählter Stil in Abgrenzung zur konzeptionellen Schriftlichkeit zu werten.

Es kann festgehalten werden, dass – entgegen der von Koch/Oesterreicher (1994) formulierten, theoretisch plausiblen Annahme, private Briefe würden eher den kommunikativen Bedingungen des Mündlichkeitspols unterliegen – die hier vorgenommene empirische

Auswertung von privaten Briefen diese eher in die Nähe des Schriftlichkeitspols rückt. Dafür sprechen der hohe Grad an Monologizität und Reflexivität sowie der weitgehende Verzicht auf deiktische Ausdrücke.⁴⁵ Der Aspekt des Privaten spricht wiederum für eine Verortung nahe dem Mündlichkeitspol. Aufgrund der potentiell gegebenen formalen Beliebigkeit von Briefen erscheint es dennoch kaum sinnvoll, von „der“ Sprache des Briefes zu sprechen, da sich die jeweils typischen sprachlichen Formen erst im Zusammenhang mit einer bestimmten Briefsorte herausbilden. Private Briefe als Briefsorte sind wiederum so individuell geprägt, dass es letztlich kaum möglich ist, sie in einer überschaubaren Systematik unterzubringen.

Betrachtet man die Briefkommunikation im 20. Jahrhundert unter dem Aspekt beschleunigter Kommunikation, die mit der Telegrafie um die Jahrhundertwende ihren Anfang nahm, kann behauptet werden, dass sich die Kommunikation mittels Briefen diesem Geschwindigkeitsimperativ mehr oder weniger entzieht. Zwar besteht auf dem Postweg die Möglichkeit, einen wechselseitigen Briefkontakt innerhalb von drei bis vier Tagen zu vollziehen, doch werden Briefe selten in einer so hohen und gleich bleibenden Frequenz über längere Zeit hinweg geschrieben. Emotionale Briefe, in denen der Schreiber seine persönliche Situation ausführlich darlegt, weisen in der Regel einen beträchtlichen Umfang auf, im Korpus im Durchschnitt vier Seiten (Briefwechsel Nr. 7, 38, eigene Briefsammlung). Aufgrund des persönlichen, selbstreferentiellen Inhalts ist davon auszugehen, dass die Produktion dieser Texte entsprechend viel Zeit in Anspruch nahm. Briefe, die nur zu bestimmten Anlässen wie Geburtstag und Weihnachten geschrieben werden (hier: Briefsammlung Nr. 8, 32) sind zwar kürzeren Inhalts, jedoch erfolgt hier selten eine unmittelbare Antwort des Empfängers. Im Gegensatz zur Telegrafie handelt es sich also sowohl bei der Textproduktion als auch bei der Geschwindigkeit der Informationsübermittlung um einen prinzipiell verlangsamten Kommunikationsprozess. Entsprechend finden sich in der Literatur Beiträge, die die Briefkommunikation unter dem Etikett „Snail-Mail“ behandeln (z.B. Täubrich 1999). Das Entschleunigungsmoment spiegelt sich auch in der Sprachverwendung selbst wider. Diese ist in den seltensten Fällen durch Schnellebigkeit und Eile geprägt, sondern orientiert sich überwiegend an der Standardsprache und gültigen briefstrukturellen Konventionen. Erst durch die Technisierung des Schreibprozesses im Zuge des

⁴⁵ Bei der asynchronen schriftlichen Kommunikation entsteht die Problematik der Zuordnung deiktischer Ausdrücke aufgrund der oft ungenauen Lokalisierung der Origo. Ambiguitäten entstehen dann dort, wo nicht eindeutig zu erkennen ist, ob der Schreiber die Origo selbstreferentiell verwendet, in den Text hineinprojiziert oder aber vorausschauend die Situation des Lesenden berücksichtigt. Die Schreiber sind sich in der Regel der Mehrdeutigkeit dieser Ausdrücke bewusst und verzichten deshalb auf ihre Verwendung.

vermehrten Einsatzes der Schreibmaschine erfährt die Produktion von Brieftexten einen Geschwindigkeitsschub.

7.2.3.1 Textproduktion mit der Schreibmaschine

Die Transformation des handgeschriebenen Briefes zu einem an der Maschine generierten Text wurde vor allem von zeitgenössischen Philosophen kritisch kommentiert. Martin Heidegger (1942-43, zit. n. Kittler 1987: 290f.) beklagt in seinen medienphilosophischen Abhandlungen den „Einbruch des Mechanismus in den Bereich des Wortes“ durch die Schreibmaschine. Auch Hermann Bausinger (1996: 279f.) äußert sich kritisch zu der Kopplung des Briefes als „sinnliches Objekt“ an die Schreibmaschine. Damit würde der Brief seine „privat-intime Beschaffenheit“ (ebd.) einbüßen. Was bei Bausinger etwas pathetisch anklingt, zielt letztlich auf ein wesentliches Merkmal, dass die Rezeption von Briefen von der technischer Kommunikationsformen unterscheidet: die Erfahrbarkeit durch die menschlichen Sinne. Während beispielsweise E-Mails ausschließlich über den optischen Sinn rezipierbar sind, treten beim handgeschriebenen Brief der Geruchs- und der haptische Sinn sowie das ästhetische Empfinden hinzu.

Friedrich Nietzsche (1981: 171) tippte bereits 1882 auf seiner Schreibmaschine: „Unser Schreibzeug arbeitet mit an unseren Gedanken. Wann werde ich es über meine Finger bringen, einen langen Satz zu drucken!“ In einer seiner Typografien erläutert Nietzsche, wie sich sein Schreiben durch den Umgang mit der Maschine gewandelt hat. Nietzsche litt an einer Augenkrankheit und hatte Mühe, die Buchstaben auf der Tastatur zu finden. Da sich der Prozess des Schreibens entsprechend langwierig gestaltete, wurden seine Sätze kürzer und präziser (ebd.). Hans Schmitz (1988: 221) bekräftigt Nietzsches Beobachtungen, indem er behauptet, die Art der Kommunikation habe einen entscheidenden „Einfluss auf die Sprache und die Art zu denken“. Diese Aussage wäre dahingehend zu verdichten, dass die Rationalisierung des Schreibeprozesses, bei dem je nach Übung auch die Geschwindigkeit der Anschläge erhöht werden kann, gleichsam zu einem ökonomischen Umgang mit sprachlichen Zeichen führt, die dann sparsamer und reflektierter eingesetzt werden. Diese These lässt sich am vorliegenden Korpus jedoch nicht validieren. Hier sind nur einige Briefe (Briefwechsel Nr. 7, 8, 32) maschinengeschrieben, wobei diese weder präziser formuliert sind noch eine geringere Textmenge aufweisen. Dies ist darauf zurückzuführen, dass schreibmaschinenproduzierte Texte ebenso wie handschriftliche Texte auf eine lineare

Gedankenführung hin ausgerichtet sind. Der Modus der Textgestaltung verändert sich schließlich erst mit dem Schreiben am Computer grundlegend.

7.2.3.2 Textproduktion am Computer

Bisher wurde beim Prozess des Schreibens zugleich die äußere Form des Geschriebenen festgelegt. Mit dem Computer, der sich in kurzer Zeit zu einer „semiotischen Universalmaschine“ (Schmitz 1997: 132) entwickelte, fielen allerdings die Grenzen klassischer Schreibweisen. Die an den Computer gebundenen Schreibtechnologien veränderten die schriftliche Kommunikation sowohl funktional als auch prozessual. So ermöglicht der Computer ein potentiell flüssigeres, aber auch flüchtigeres Schreiben. Alles, was über die Tastatur generiert wird, kann Sekunden später wieder rückgängig gemacht werden. Durch das Eingeben von Befehlen in ein Textverarbeitungsprogramm können an einem Text Korrekturen und Verschiebungen von Passagen vorgenommen werden, ohne dass davon auf der Benutzeroberfläche Spuren zurückbleiben. Einschübe brauchen nicht mehr wie bei hand- oder schreibmaschinengeschriebenen Briefen in Klammern gesetzt werden, sondern können auch noch nachträglich syntaktisch in den Text integriert werden. Für den Schreibprozess bedeutet dies, dass der Computerschreiber thematisch und damit rhizomatisch arbeitet. D.h., er braucht seinen Text nicht entlang eines linearen Schreibflusses zu generieren, sondern kann seine Gedanken netzwerkartig und assoziativ zusammenstellen. Die äußere Form des Textes kann ebenfalls durch das Textprogramm variabel gestaltet und stets verändert werden. Selbst die Einhaltung sprachlicher Normen wird einer technischen Kontrolle durch die automatische Rechtschreibprüfung unterworfen.

Im Vergleich zur Schreibmaschine konnte die Anschlagsfrequenz der Zeichen auf der Tastatur mit dem Computer nochmals entscheidend gesteigert werden. Beherrscht ein Schreiber zudem die Befehlseingabe moderner Textprogramme, erhöht sich auch das Tempo der Textproduktion. Gleichsam können typografische Eigenschaften des Textes jederzeit beliebig verändert und Bilder hinzugefügt werden, so dass insgesamt die Komplexität und in den meisten Fällen auch das Volumen der Texte zunimmt. Joachim R. Höflich (2003: 42) spricht in diesem Zusammenhang von der Herausbildung einer „neuen elektronischen epistolaren Praxis“.

Mit der Etablierung neuer Schreibgewohnheiten am Computer setzte eine bis heute anhaltende und mit Blick auf die Internet-Kommunikation sich stets verstärkende kulturkriti-

sche Reflexion ein, bei der die elektronische Vermittlung in der zwischenmenschlichen Kommunikation mit der Eliminierung des Menschlichen aus der Kommunikation gleichgesetzt wird. So prognostizierten Heinz W. Giese und Franz Januschek (1990: 58f.) mit der Verbreitung des Computers als Datenverarbeitungsmaschine – unberücksichtigt aller Interaktivitätspotentiale – eine „Reduktion der kommunikativ-sozialen Funktion von Sprache“ sowie eine „Verarmung sprachlicher Ausdrucksformen“. Der defizitäre sprachliche Modus dieser computerbasierten Kommunikation würde sich unweigerlich auch auf andere Modi der sprachlichen Kommunikation auswirken. Diese These erhielt neues Gewicht im Zuge der Erweiterung der technischen Kommunikationsformen durch vernetzte Computer. Der Frage, ob es sich dabei tatsächlich um eine neue Qualität des Sprachwandels handelt und ob dieser durch die immense Beschleunigung der Informationsübermittlung selbst bedingt ist, soll im folgenden Kapitel nachgegangen werden.

7.3 Internet-Kommunikation

7.3.1 Mediengeschichtliche Entwicklung des Internets

1964 wurde in den USA ein dezentrales Computernetzwerk entwickelt, das zunächst aus vier miteinander vernetzten Computern bestand und später alle militärischen Stützpunkte des Landes miteinander verband. Die rhizomartige Verteilung des Informationsflusses ermöglichte, dass dieser dennoch funktionierte, wenn ein Kommunikationsglied zerstört wurde. Auch wenn eine Leitung blockiert war, konnte die Information in diesem Netz über andere Leitungen zum Zielort transportiert werden. Nach einigen Jahren wurden die wichtigsten amerikanischen Forschungsinstitutionen und Universitäten an dieses Netz angeschlossen. Dennoch dauerte es knapp zwei Jahrzehnte, bis ein offizielles internationales Internet entstand, und erneut zehn Jahre, bis Mitte der 90er Jahre das Internet über das „World Wide Web“ einer breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden konnte.

Seit Ende der 90er Jahre lässt sich in Deutschland eine jährliche Zuwachsrate an Internetnutzern von 60% verzeichnen (von Eimeren/Gerhard/Frees 2003: 1). 2006 nutzten 60% der Bevölkerung regelmäßig das Internet (von Eimeren/Frees 2006: 2); knapp die Hälfte von ihnen verfügt über eine Flatrate, die bei einem monatlichen Festpreis einen zeitlich unbegrenzten Zugang zum Internet ermöglicht (ebd.: 7). Während also ein Großteil der Bevölkerung seine Aktivitäten im Internet ausweitet und intensiviert, entsteht zunehmend

eine soziale Kluft bzw. eine Art asymmetrischer Kommunikationsraum zu den Personen, denen dieser Raum aufgrund fehlender finanzieller Möglichkeiten oder mangelnder Medienkompetenz nicht zugänglich ist. Letzteres ist darauf zurückzuführen, dass die Fluktuation medialer Angebote derart hoch ist, dass diese für bestimmte Nutzergruppen kaum entsprechend didaktisch aufbereitet und vermittelt werden können. Deshalb ist es gerade für die Sprachwissenschaft unabdingbar, am Puls der technischen Entwicklungen zu bleiben, um der mit dem Internet verbundenen Normunsicherheit analytisch entgegenzuwirken und konventionalisierte Nutzungsmuster aufzuzeigen.

7.3.2 Datenmaterial

Die rapide Verbreitung digitaler Kommunikationsoptionen im Alltag ist erst seit einigen Jahren im theoretischen Umfeld der Soziologie, Psychologie, Philosophie sowie der Medien- und Sprachwissenschaft als wissenschaftlicher Topos anerkannt. Während die möglichen Auswirkungen der neuen Kommunikationsmedien zunächst ausschließlich vor einem philosophischen Hintergrund im Rahmen einer allgemeinen medienkritischen Agenda diskutiert wurden (z.B. Münker/Roesler 1996), ist die Debatte in den letzten Jahren zunehmend sachlicher und stärker empiriegeleitet ausgetragen worden. Eine linguistische Perspektive, die das Thema Sprachverwendung im Internet in den Fokus der Betrachtung rückt und in diesem Zusammenhang die Gültigkeit traditioneller Modelle von Mündlichkeit und Schriftlichkeit hinterfragt, findet sich bei Schlobinski (2000), Storrer (2001), Schmitz (2004) und Dürscheid (2005). Die Textstrukturen der neuen Kommunikationsformen E-Mail und Chat werden in den von Ziegler/Dürscheid (2004) sowie Reißwenger/Hoffmann/Storrer (2004) herausgegebenen Sammelbänden detailliert beschrieben und diskutiert. Ein Blick in die Forschungsliteratur zeigt aber auch, dass selbst die in den jüngsten Beiträgen erhobenen empirischen Daten zu neuen Medien aufgrund der sich rasant weiterentwickelnden Kommunikationsgemeinschaft im Internet ständig zu veralten drohen. Viele der hier genannten Linguisten orientieren sich in ihrem methodischen Vorgehen hauptsächlich an der Erfassung synchroner Daten, d.h. einem Sprachzustand zu einem bestimmten Zeitpunkt. So werden in vielen Beiträgen E-Mail- und Chat-Texte nur exemplarisch untersucht. Für eine diachron operierende Sprachwissenschaft, die sich zum Ziel setzt, konsistente Erklärungsmodelle für einen Sprachwandel durch digitale Medien zu erarbeiten, ist jedoch eine mediengeschichtliche Verortung der Internet-Kommunikation

unabdingbar. Durch eine vergleichende Analyse in Bezug auf ein Briefkorpus ist z.B. einerseits die Beschreibung von Sprachwandel aus einem temporalanalytischen Blickwinkel möglich, zum anderen wird erst bei einem Vergleich von verschiedenen Kommunikationsformen deutlich, inwiefern die Sprachverwendung tatsächlich mit den strukturellen Bedingungen des Mediums korreliert. Auch wenn die folgende Analyse der E-Mail- und Chat-Kommunikation spezifische Charakteristika der Internet-Kommunikation herauszufiltern versucht, bildet diese sprachgeschichtliche Perspektive, d.h. der Vergleich zu vorausgehenden und nachfolgenden Kommunikationsformen, den eigentlichen Rahmen der Untersuchung.

Bei der Analyse der E-Mails konnte auf einen umfangreichen Datenpool zurückgegriffen werden, der sich aus der eigenen E-Mail-Korrespondenz sowie ausgewählten E-Mails aus dem Freundes- und Bekanntenkreis zusammensetzt. Die eigene E-Mail-Korrespondenz ist über vier Jahre hinweg archiviert worden und beinhaltet 393 gesendete und 719 erhaltene E-Mails, wobei der private Rahmen der Kommunikation als entscheidendes Selektionskriterium galt. Diese E-Mails gehen aus einem mehr oder weniger stark frequentierten E-Mail-Kontakt mit 42 verschiedenen Kommunikationspartnern hervor. Der zweite Teil des Korpus wurde über einen Fragebogen ermittelt (vgl. Anhang). Die Empfänger des Fragebogens wurden gebeten, sechs in letzter Zeit gesendete und erhaltene E-Mails im Original oder als Kopie an mich weiterzuleiten. Zudem beinhaltete der Fragebogen Fragen zum Nutzungsverhalten und zu individuellen Erwartungen, die an die Kommunikationsform E-Mail geknüpft sind. 31 Fragebögen wurden an mich zurückgesandt, wobei 84% der Befragten der Altersgruppe von 20-30 Jahren angehören; jeweils 8% fallen auf die Altersgruppe 30-40 Jahre sowie 50 Jahre und älter. Aus diesem Teil des Korpus gehen 117 E-Mails hervor. Auch wenn beide Teilkorpora in ein Gesamtkorpus einfließen, ist für die Analyse von Bedeutung, dass das eigene E-Mail-Korpus aufgrund der mehrjährig dokumentierten Korrespondenz mit gleich bleibenden Kommunikationspartnern möglicherweise Belege für einen Sprachwandel innerhalb der Kommunikationsform E-Mail bereitstellen kann, während das zweite Korpus eher gegenwärtig existierende Varianzen und Konventionalisierungen aufzeigen könnte.

Für die Analyse der Chat-Kommunikation wurden über zwei Monate hinweg regelmäßig Chat-Gespräche des Chat-Portals „Funcity“ aufgezeichnet. Dabei handelt es sich um eine überregionale, unmoderierte und themenunspezifische Kommunikationsplattform im Internet, deren Nutzung kostenlos und an keine besonderen Bedingungen gebunden ist.

7.3.3 Merkmale der Internet-Kommunikation

Das Internet stellt zum einem eine an Kapazitäten unendlich erweiterbare Datenbank dar, zum anderen fungiert es aber auch als ein komplexes Kommunikationsnetzwerk, das Menschen mittels Computern zur weltweiten Interaktion nutzen. Das entscheidende Novum bei der Internet-Kommunikation ist zunächst die Trennung zwischen Information und Informationsträger. Bisher erfolgte die schriftbasierte Kommunikation ausschließlich papiergebunden und konnte auch nicht von diesem abgelöst werden. Für die Internet-Kommunikation ist dagegen charakteristisch, dass die Informationen über eine so genannte „Datenautobahn“ (Storrer 2000) transportiert und an einem Bildschirm rezipiert werden und schließlich von der Benutzeroberfläche in einem Datenspeicher verschwinden. Eva-Maria Jakobs (1998: 190) geht davon aus, dass nur dann Auswirkungen eines neuen Kommunikationsmediums auf die Sprache zu erwarten sind, wenn ausschließlich in diesem Medium kommuniziert wird, und dies ist bei der Internet-Kommunikation erstmals der Fall. Auch Crystal (2001: 24) verweist auf die Auswirkungen, die diese Entwicklung für die Linguistik hat: „The Internet is an electronic, global, and interactive medium, and each of these properties has consequences for the kind of language found there.“

In den letzten Jahren hat sich das Internet dahingehend ausdifferenziert, dass sich eigenständige, formal und funktional voneinander stark divergierende Kommunikationseinheiten etabliert haben. Aufgrund veränderter Produktions-, Rezeptions- und Publikationsbedingungen, die mit der Internetnutzung einhergehen, haben sich mit der E-Mail, dem Chat, dem Instant Messenger, dem Weblog und dem Hypertext neue Kommunikationsformen herausgebildet, die sich nicht nur an der Textoberfläche von traditionellen Briefformen fundamental unterscheiden, sondern gleichsam eine neue, sehr dynamische Kommunikationskultur entstehen haben lassen. Karin M. Eichhoff-Cyrus (2000: 57) konstatiert sogar eine „inhaltliche und strukturelle Explosion“ bisheriger Computer-Textsorten durch das Internet. Diese Veränderungen betreffen nicht nur den Gegenstandsbereich der Textlinguistik, sondern beziehen sich auf das Selbstverständnis der Linguistik schlechthin, da angenommen werden kann, dass die im Internet auftretenden Spracherscheinungen auch Einfluss auf das Sprachverhalten im Alltag nehmen werden. Dass die Linguistik das Internet als neue Kommunikationsplattform in bestehende Theoriegebäude integrieren bzw. diese neu gestalten muss, erörtert Crystal (2001: viiii) wie folgt: „[What] is immediately obvious when engaging in any of the Internet’s functions is its linguistic character. If the Internet is a revolution, therefore, it is likely to be a linguistic revolution.“ Aufgabe der Linguistik ist

vor allem, die mit der Heterogenität an Kommunikationsformen einhergehende Normunsicherheit der internetbasierten Sprachverwendung aufzufangen und mittels deskriptiver Analysen den Kommunikationsrahmen der jeweiligen Kommunikationsform nachzuzeichnen. Viele Autoren (Crystal 2001, Beißwenger/Hoffmann/Storrer 2004) setzen die Kommunikationsverläufe im Internet vorschnell mit der Strukturlogik mündlicher Kommunikation gleich. Unter dem Etikett „Netspeak“ (Crystal 2001) bzw. „Netzsprache“ (Beißwenger/Storrer/Hoffmann 2004) subsumieren sie recht undifferenziert alle Sprachveränderungen, die in den Kommunikationsformen des Mediums Internet auftreten. Der folgenden Untersuchung liegt dagegen die Annahme zugrunde, dass die jeweiligen Kommunikationspraktiken im Internet unterschiedliche Funktionsbereiche bedienen und die Sprachverwendung sowohl zwischen den Kommunikationsformen als auch innerhalb einer Kommunikationsform stark divergiert. Die Validität dieser These wäre am angemessensten durch eine typologische Erfassung aller Kommunikationsformen im Internet zu überprüfen. Aus Kapazitätsgründen erfolgt hier eine Beschränkung auf die Kommunikationsformen E-Mail und Chat, mit deren Gegenüberstellung gezeigt werden soll, dass sich die entsprechenden Kommunikationspraktiken auf der Basis jeweils spezifischer medientechnischer und kommunikationsstrategischer Gegebenheiten ausdifferenziert haben und eigene Sprachstrukturen hervortreten lassen.

7.3.3.1 E-Mail (Electronic Mail)

Der Begriff E-Mail bezeichnet „die elektronische papierlose Datenübermittlung zwischen einem Sender und einem oder mehreren Empfängern mit Hilfe eines speziellen Computerprogramms“ (Beutner 2002: 11). Arne Ziegler (2002: 25) hat die medialen Kommunikationsbedingungen von E-Mails im Blick, wenn er schreibt, E-Mails seien „schriftbasierte, asynchrone, sowohl potentiell monologische als auch dialogische Mittel zur Kommunikation zwischen zwei oder mehreren Personen.“ In der Forschung ist die E-Mail-Kommunikation zunächst als defizitäre Briefkommunikation analysiert worden. Der Vergleich zur Briefkommunikation ist vor allem aus einer mediengeschichtlichen Perspektive evident und sollte stets im Blick behalten werden; gleichwohl negieren simple Analogiebezüge, die sich lediglich auf das Sprachmaterial beider Kommunikationsformen beziehen, die vorhandenen Differenzen in Bezug auf den medialen Rahmen und den Kommunikationsanlass. Freyermuth (2002: 56) übergeht in seiner Analyse zur Medienkonkurrenz im 20.

Jahrhundert die Briefkommunikation, indem er behauptet, erst die E-Mail demokratisiere die Langstreckenkommunikation und beende „eine hundertjährige Regression in die Mündlichkeit, die mit dem Telefon begann“. Die der E-Mail zugrunde liegende mediale Schriftlichkeit und Dokumentationsfähigkeit, so Freyermuths Argumentationslinie, führt zu der „Historizität zurück, die das zivilisierte Leben seit der Erfindung der Schrift besaß und die durch die Vorherrschaft des Telefons für einen kurzen historischen Augenblick gefährdet war“ (ebd.: 57). Andere Autoren stellen wiederum den Schriftlichkeitsmodus der E-Mail-Kommunikation infrage, wenn sie dafür plädieren, dass die E-Mail dem mündlichen Gespräch wesentlich näher stehe als dem traditionellen Schriftverkehr (z.B. Günther/Wyss 1996, Beutner 2002). Norbert Bolz (2000: 30) etikiert die E-Mail als „Killerapplikation des Internet“, die einer Kommunikationskultur entspräche, welche „nicht als Option, sondern als *must* [auftritt]“ (ebd., Kursivsetzung im Orig.). Wer sich dieser Kommunikationsform verweigere, sei ein „Irrläufer der Medienevolution“ (ebd.).

In der Tat ist die E-Mail binnen weniger Jahre von einem Instrument eingeschränkter Fachkommunikation zu einem praktisch universal verwendbaren Mittel alltäglicher Kommunikation avanciert. Im privaten Bereich nimmt die E-Mail-Kommunikation eine immer bedeutendere Stellung ein: Statt Telefonnummern werden E-Mail-Adressen ausgetauscht oder anstelle einer Glückwunschkarte eine E-Mail verschickt. In einer Studie gaben 2003 81% der Internetnutzer an, in der E-Mail die wichtigste Online-Anwendung zu sehen (von Eimeren/Gerhard/Frees 2003: 7). Von denen im Rahmen dieser Arbeit befragten Personen verschicken 6% täglich zwischen fünf bis zehn private E-Mails, 39% versenden täglich ein bis vier E-Mails. Dagegen schreiben 49% der Befragten nur wöchentlich einige E-Mails, und 6% verzichten ganz auf diese Kommunikationsform. Die Angaben der empfangenen E-Mails korrelieren mit denen der gesendeten Nachrichten. Zwar empfangen die hier befragten E-Mail-Nutzer mehr Nachrichten als sie selbst versenden, da es sich bei der E-Mail-Kommunikation aber um ein wechselseitiges Kommunikationsverhältnis handelt, erhalten die Nutzer, die viele E-Mails schreiben, auch deutlich mehr E-Mails, als jene, die wenig oder kaum E-Mails produzieren. Mit der Kommunikationsfrequenz korreliert auch die Anzahl der regelmäßigen Kommunikationspartner. So besitzen die E-Mail-Nutzer, die täglich auf diese Kommunikationsform zurückgreifen, mit zehn bis zwanzig Personen wesentlich mehr Kommunikationspartner als die, die sich nur wöchentlich mit zwei bis zehn Kommunikationspartnern per E-Mail austauschen. Diese Zahlen belegen, dass nahezu die Hälfte der befragten E-Mail-Nutzer eine ausgesprochen hohe Affinität zum Medium Internet im Allgemeinen und zum Kommunikationsangebot E-Mail im Besonderen zeigt. Die

Steigerung der Kommunikationsfrequenz mittels E-Mail ist vor allem darauf zurückzuführen, dass die E-Mail-Korrespondenz mittlerweile Textsorten einschließt, die bislang der Briefkommunikation vorbehalten waren wie Bewerbungsschreiben, Rechnungen oder Einladungen. Zudem bietet die Kommunikationsform die Möglichkeit einer Mehrfachadressierung, die in so genannten Rundmails genutzt wird.

Wie bei der Briefkommunikation erfolgt die E-Mail-Korrespondenz asynchron, d.h., es wird keine zeitgleiche Empfangsbereitschaft des Rezipienten vorausgesetzt. Damit teilt sich die E-Mail mit dem Brief die kommunikative Eigenschaft, nicht unmittelbar aufdringlich zu sein. Neue Nachrichten werden automatisch in einem elektronischen Briefkasten gespeichert. Der Rezipient entscheidet, ob und wann er die in seinem Postkasten eingetroffene E-Mail liest. Damit verbindet die E-Mail den Vorteil permanenter Erreichbarkeit mit dem der Freiheit des Empfängers, ob, wie und wann er reagieren wird. Zwar können die Nachrichten auch im Offline-Modus produziert und rezipiert werden, E-Mails werden aber in der Regel „screen-to-screen“ geschrieben und gelesen.⁴⁶

Für die E-Mail-Kommunikation ist ferner charakteristisch, dass ihre Gestaltungsmöglichkeiten durch einen festen visuellen und formalen Rahmen eingegrenzt sind. Jede E-Mail besteht aus einem Header, einer Art Briefkopf mit Angabe des Absenders, des Sendedatums und einem Betreff, sowie einem Body, dem Briefftext. Dieser prädefinierte Rahmen leistet bereits wichtige Kontextualisierungsfunktionen. So dient die Betreffzeile der thematisch-inhaltlichen Orientierung. In dem hier vorliegenden Korpus finden sich bereits in der Betreffzeile Grußformeln wie „Hallo“, „hi“, „hey“, „ahoi“, „moin moin“⁴⁷ etc., um die Anrede des Empfängers vorwegzunehmen. Fließende Übergänge von der Betreffzeile („aus Hanoi...“) zum Fließtext („...melden wir uns...“) finden sich ebenso des Öfteren im Korpus. Ist der Produzent nicht in der Lage, den mitunter diffusen Inhalt einer E-Mail auf wenige, den Inhalt zusammenfassende Worte zu reduzieren, wird die Betreffzeile meist leer gelassen oder aber mit einer willkürlich festgelegten Tastenkombination gefüllt, wie dieses Beispiel zeigt: „w5r' 2wfc“. Andere E-Mail-Schreiber verwenden sehr viel Kreativität darauf, bereits in der Betreffzeile den privaten Charakter der Nachricht durch die Verwendung von Sprachspielen, Abkürzungen, Wortschöpfungen oder Interjektionen zu unterstreichen:

- „Nur die Spaten komm in Garten“,
- „Spiel, Spass und Spocht“,

⁴⁶ Die einzige Möglichkeit, E-Mails sinnlich zu vergegenständlichen, ist das Ausdrucken und Aufbewahren.

⁴⁷ Die dem Korpus entnommenen Zitate werden hier unverändert, d.h. samt Variationen in der Groß- und Kleinschreibung und orthografischen Fehlern, wiedergegeben.

- „2nd“,
- „pooooohs + t“,
- „tööörrrröööö!“,
- „dankomat“,
- „Happy Börsday“,
- „tortesebriefwechsel“.

In Dialogen wird die Betreffzeile in der Regel beibehalten und dient der Identifizierung des mehrteiligen Diskurses. Im Korpus findet sich nur ein Beispiel, bei dem die Betreffzeile nachträglich geändert wurde: *„ich werde die betreffzeile nun mal aendern da mich die von vor 3 Wochen nervt“*.

Der Nachrichtentext beginnt in der Regel mit einer Anrede. Diese ist eigentlich redundant, da die Adressatenidentifikation bereits durch die Software geleistet wird. Gleiches gilt für den Gruß am Ende, denn auch der Absender wird bereits namentlich im Briefkopf genannt. Dennoch bleiben Anrede und Gruß als kontaktspezifische Elemente für die E-Mail konstitutiv. Aufgrund vertrauter kommunikativer Normen simuliert der Nutzer bei einer E-Mail Techniken des Briefeschreibens. 76% der hier ausgewerteten E-Mails weisen eine der Nachricht vorstehende Anrede auf. Der Grad der Formalität der Anrede variiert dabei in Abhängigkeit von der gegenseitigen Bekanntheit der Kommunikationspartner. Es fällt auf, dass die im Jahr 2006 verfassten E-Mails bereits weitaus weniger konventionalisierte Grußformeln wie *„Liebe Frau Böttcher“* oder *„Lieber Dirk“* aufweisen und stattdessen den Formalitätsgehalt der Anrede durch Kleinschreibung (*„liebe kerstin“*, *„hallo daniel“*) abschwächen. Kommunikationspartner, die sich sehr vertraut sind und regelmäßig E-Mail-Nachrichten austauschen, tendieren zu regional-, jugend- und gruppensprachlichen Begrüßungen sowie zu Kosenamen:

- „tach steffi“,
- „moin henning“,
- „grüss gott“,
- „yo bro“,
- „Hälloh Neujahrsmops“,
- „Liebste“,
- „chérie“.

Folgen mehrere Nachrichten aufeinander und konstituieren so einen Dialog, ist zu beobachten, dass – im Vergleich zu Formalien des Briefes – die Anrede häufig nicht abgesetzt wird:

- „hallo charlotte, nachricht angekommen. bis nächste woche dann.“,
- „hi mone, klar lass dir zeit“,
- „moin steffi, hier die dateien. wäre schön, wenn du noch mal kurz anschreiben und lebenslauf prüfst. ich bin zu haus, kannst mich anrufen.“

In den zuletzt genannten Beispielen verzichteten die Textproduzenten zudem auf die Nennung einer Verabschiedungsformel. Umgekehrt finden sich im Korpus Nachrichten, denen keine Grußformel vorausgeht, die jedoch mit einer Schlussformel in Form einer Namensnennung versehen sind. Mit dieser Kommunikationsstrategie etabliert sich ein grundlegendes Strukturmerkmal der E-Mail-Kommunikation: der Verzicht auf Gruß- bzw. Schlussformeln. Zum einen wird routinierten E-Mail-Schreibern zunehmend bewusst, dass die Identifizierung der miteinander Kommunizierenden bereits durch den E-Mail-Kopf geleistet wird, zum anderen tritt dieses Phänomen vor allem dann auf, wenn die Interaktionspartner im Zuge ihrer kommunikativen Aktivitäten eine Übereinkunft darüber erzielen, ihre Kommunikation möglichst ungezwungen und frei von formellen Konventionen zu gestalten:

A: „Süßer, Hast du gut geschlafen? Da wir uns nicht sehen vor heute abend, wollt ich fragen, was ich noch einkaufen soll für die Pizza, neben meiner Salami und den Champignons? Das wars schon. Dein Leistungsschein.“

B: „Wenn Du vor 20.00 Uhr hier ankommst, können wir ja noch zusammen einkaufen gehen, ansonsten wäre ich dir dankbar, wenn Du noch ein wenig Streukäse mitbringen könntest.“

A: „habe heute morgen ein brett auf den kopf bekommen und bin koordinativ nich mehr so ganz auf der höhe. was hilft da???“

B: „Nimm es einfach und leg es auf eine liegende Dose. Versuche nun darauf zu balancieren (zunächst beidbeinig). Hilft das nicht, schließe die Augen und versuche die Waage zu halten. Weiterführend Übungen sind vermutlich bekannt, wenn Du noch Tips benötigst, stehe ich Dir jederzeit mit Rat und Tat zur Seite ;-).“

Daneben ist für die E-Mail-Kommunikation charakteristisch, dass selbst Kommunikationspartner, die zunächst allgemein erwartete Formalien wie Anrede- und Schlussformeln in ihre Nachrichten integrieren, diese Erwartung mit zunehmender Kommunikationsfrequenz abschwächen und schließlich ganz auf diese Elemente verzichten. Das folgende Beispiel zeigt, wie zwei Personen, die sich zunächst unbekannt sind, mehrere Nachrichten innerhalb einer Stunde austauschen und dabei mehr und mehr von den Strukturkomponenten eines Briefes absehen:

- A: *„Hallo Sabine,
Annelie hat mit Deine Mail weitergeleitet. Klar ist es möglich, Dich telefonisch zu interviewen. Dafür müsstest du uns bitte den Anhang ausfüllen und an uns zurückschicken.
Wir werden Dich dann telefonisch kontaktieren.
Ich wünsch Dir ein schönes Wochenende.
Mit freundlichen Grüßen
Mario [...]“*
- B: *„Hallo Mario,
schoen, dass das mit der Weiterleitung der Mail doch noch geklappt hat. Ich habe die Datei ausgefüllt und bin bis zum 26.04.06 unter der darin angegebenen Telefonnummer zu erreichen. Gibt es einem bestimmten Zeitraum, in dem ich mit dem Anruf rechnen kann oder soll ich mich ueberraschen lassen;
Viele Gruesse aus Beirut,
Sabine Brachmann“*
- A: *„Hallo Sabine,
an welchen Tagen und zu welcher Uhrzeit passt es denn bei Dir am besten?
Mit freundlichen Grüßen
Mario [...]“*
- B: *„Hallo Mario,
Mo-Fr 12-15 Uhr (MEZ). [...] Mich interessiert eher die Phase, also ob ich im Grunde schon ab nächster Woche mit dem Anruf rechnen kann? [...]
Viele Gruesse,
Sabine“*
- A: *„Wie siehts denn heute 14.00 bei Dir aus? Würde das klappen?
Mario [...]“*
- B: *„in Ordnung, also in eineinhalb Stunden.“*

Das Phänomen des Formverlustes ist damit zu erklären, dass sich die Kommunikationspartner durchaus im Klaren sind, dass es aufgrund der zeitlichen Nähe des Nachrichtenaustauschs im Grunde gar nicht notwendig ist, sich mehrmals zu begrüßen, zu verabschieden oder gar ein schönes Wochenende zu wünschen. Stattdessen rückt hier der Inhalt der Botschaft in den Vordergrund und verdrängt formale Konventionen.

Im Gegensatz zu Grußformeln in herkömmlichen Briefen finden sich in E-Mails auch tageszeitorientierte Begrüßungsformeln (*„morgen mama“*), da der Absender durchaus davon ausgehen kann, dass der Empfänger seine E-Mail-Nachrichten regelmäßig abrufen und der Zeitpunkt der Produktion potentiell in derselben Tageszeit liegt wie der der Rezeption. Aber nicht nur die zeitliche Nähe spiegelt sich in der Sprachverwendung in E-Mails wider, sondern auch die räumliche. Zwar wird vor allem dann mittels E-Mail kommuniziert, wenn

zwischen den Kommunikationspartnern eine große räumliche Distanz besteht und ein Telefongespräch hier mit erheblichen Kosten verbunden wäre, E-Mail-Korrespondenzen finden aber auch zwischen Personen statt, die sich räumlich ausgesprochen nahe sind. Aufgrund der Möglichkeit, mittels E-Mails diskret zu kommunizieren und Nachrichten speichern zu können, besetzt die E-Mail damit eine Nische im Kommunikationsgefüge, die das Telefon nicht leisten kann. Dem Brief sind diese Eigenschaften zwar auch inhärent, die Dauer der Informationsübertragung verdrängt ihn jedoch eher aus dem Bereich der räumlichen Nähe-Kommunikation. So sind Formulierungen wie „*Gruß von gegenüber der Straße, links um die Ecke*“ oder „*treffen wir uns 12.00 wieder vorm Eingang?*“ für die Briefkommunikation eher untypisch, für E-Mails dagegen geradezu konstitutiv. Der geringe zeitliche und räumliche Abstand zwischen Produktion und Rezeption wird hier „sprachlich reinszeniert“ (Quasthoff 1997: 43) und kontextualisierend dargestellt.

Ein weiteres Strukturmerkmal von E-Mails liegt in ihrer potentiellen Diskursivität. Zwar teilt sich die E-Mail auch diese Eigenschaft mit dem Brief, es bestehen jedoch grundlegende medientechnische Unterschiede in der Darstellung der Dialogizität. Da der Postverkehr in der Regel mindestens ein bis zwei Tage in Anspruch nimmt, können Briefe nicht derart schnell und stark frequentiert ausgetauscht werden wie E-Mail-Nachrichten. Um auf eine E-Mail zu antworten, ist es lediglich notwendig, auf den entsprechenden Antwort-Button zu klicken. Mit Hilfe der Antwort-Funktion wird der Text der ursprünglichen E-Mail-Nachricht automatisch in die Antwort-E-Mail übernommen und durch das Zeichen „<“ vor jeder Zeile als Referenztext gekennzeichnet. D.h., die Antwort muss nicht mehr explizit als solche markiert werden, da dies die Software des E-Mail-Programms bereits leistet. Bei Briefen bedarf es dagegen sowohl eines materiellen Mehraufwands, da ein Brief geschrieben, frankiert und per Post versendet werden muss, als auch eines besonderen kognitiven Anspruches, da der vom Absender geschriebene Brief diesem nicht mehr vorliegt und das Antwortschreiben deshalb die Aussagen des vorausgehenden Briefes erneut aufgreifen muss.

In E-Mails kann das Referenzobjekt als Zitat in die Antwort übernommen werden. Dadurch entstehen „quasialogische Züge“ (Krause 2000: 149), die solchen E-Mails einen hochgradig diskursiven Charakter verleihen, wie das folgende Beispiel zeigt:

*„Lieber Ronald,
> Lieber Robert,
> zunächst einmal herzliche Grüße.
An dieser Stelle gleich die herzlichsten Grüße zurück.*

> *ich bin derzeit dabei, muß das aber alsbald auch zum Abschluß bringen, meinen Ur-*
 > *laub für 2005 zu planen. [...] Auf deiner Homepage habe ich mich über deine Vorha-*
 > *ben informiert. Daher meine Fragen:*
 > *Wohin führt die Eingetour?*
Sie geht wahrscheinlich im Nachbartal zur Sella-Hütte. Dort warten der Castor und der
Pollux auf uns!!
 > *Gibt es für diese und die Monte Rosa-Tour noch freie Plätze? (War zwar nun schon*
 > *die letzten beide Jahre dort, aber auf die Signalkuppe haben wir es witterungsbedingt*
 > *beide male nicht geschafft)*
Na dann wird es aber Zeit :-))
 [...]

> *Mit den besten Wünschen*
 > *Ronald*
Liebe Grüße
Robert“.

Textuelle Anforderungen, die noch für die Briefkommunikation gültig waren wie rhematische und metakommunikative Verknüpfungen, fallen hier weg. Crystal (2001: 142) bemerkt dazu:

„From a pragmatic [...] point of view, what is interesting about a quotation is that it performs two roles. First, it conveys the illusion of adjacency, and thus makes the interaction more like the real conversational world. Second, it is another way of acknowledging group membership.“

Durch die Integration dialogischer Strukturen in den E-Mail-Text entstehen also neue Textualitätsmerkmale, die wiederum neue Bedingungen an die Kohärenz und Kohäsion stellen.

Die Dialogizität von E-Mails wird zusätzlich durch den vermehrten Einsatz besonderer Stilmittel verstärkt, die einen spontanen und ungezwungenen Kommunikationsrahmen suggerieren sollen. Das populärste Stilmittel in dieser Reihe ist das so genannte Smiley, das oft als Abbild mimischen Ausdrucks oder als metakommunikativer Kommentar in die Äußerungen integriert wird. Das Smiley wird über die Tastatur so generiert, dass die aneinander gereihten Satzzeichen quer, d.h. in einem 90°-Winkel, gelesen werden müssen. Grundlage des kreativen Umgangs mit Smileys ist das so genannte Ursmiley „;-)“.⁴⁸ Davon ausgehend kann der Grad der Fröhlichkeit durch eine weitere Klammer dupliziert werden, ein Semikolon anstelle des Doppelpunktes signalisiert ein zwinkerndes Auge und damit einen ironischen Grundton; eine offene Klammer symbolisiert dagegen ein trauriges

⁴⁸ Hier stellt der Doppelpunkt ein Paar Augen dar, der Bindestrich symbolisiert die Nase, und die geschlossene Klammer steht für einen lachenden Mund.

Smiley usw.⁴⁹ Smileys besitzen je nach kontextueller Einbettung eine emotive, evaluative oder kommunikativ-regulative Funktion (Runkehl/Schlobinski/Siever 1998: 98). Im Gegensatz zur Mimik in Face-to-Face-Gesprächen, die häufig nicht kontrolliert werden kann, ist der Einsatz von Smileys immer intentional, wie die folgenden Beispiele bestätigen:

- „Ja, alle Robi kommt nächsten Mittwoch Juchhu!! :-)“,
- „die baustelle an der A9 ist weg :-)“,
- „anbei ;)“,
- „Gestritten? NEIN, wo denkst Du hin :-)“,
- „Beim nächsten Mal würden wir uns freuen, wenn Ihr Euch etwas mehr Zeit nehmt ;))))“,
- „hast du eigentlich noch deine tastatur zu vergeben? nachdem ich letztens nen becher limo drüber kippte, streikt bei meiner die shifftaste und das y :-(fühle mich damit irgendwie unvollkommen...“.

Von den vorliegenden E-Mails beinhalten 5% ein trauriges Smiley, 11% ein lachendes und 13% ein zwinkerndes Smiley. Dabei ist zu beobachten, dass dieses Stilmittel von bestimmten Personen häufig, von anderen wiederum gar nicht verwendet wird. Deutlich werden die Differenzen bei diesem wie auch bei anderen Stilmitteln vor allem in Bezug auf das Alter des E-Mail-Schreibers. Denn die Untersuchung zeigt, dass gerade ältere E-Mail-Nutzer mit den auf der Tastatur produzierten Stilvarianten kaum vertraut sind. Neben dem Einsatz von Smileys verwenden gerade geübte und jüngere E-Mail-Schreiber viel Kreativität darauf, originelle Akronyme und Abkürzungen zu entwickeln und Zahlen in Wörter zu integrieren. Diese Technik ist vor allem im Englischen populär („cu“ für „see you“, „2n8“ für „tonight“, „u2“ für „you too“, „u r“ für „you are“) und teilweise aufs Deutsche übertragen worden („n8“ für „Nacht“). Im vorliegenden Datenmaterial finden sich aber nur wenige Belege für Abkürzungen, zumal es sich dabei um englische Akronyme handelt („btw“ für „by the way“ und „lol“ für „laughing out loud“). Dieser Umstand ist darauf zurückzuführen, dass es im Deutschen zum einen kaum lexikalisierte und damit leicht identifizierbare Akronyme gibt, zum anderen existieren beim E-Mail-Schreiben keinerlei Kapazitätsbeschränkungen. Yvonne Beutners (2002: 69) These, die E-Mail etabliere einen syntaktisch auffälligen Telegrammstil, da „alles Überflüssige [...] zugunsten einer schnellen, aber dennoch präzisen Informationsübermittlung weggelassen [wird]“, kann hier nicht zugestimmt werden. Vielmehr ist mit Schmitz (2002: 46) eine „Tendenz zur Schreibplauderei“ zu beobachten. Der Raum einer Textnachricht wird durch Stilmittel wie Auslassungszei-

⁴⁹ In neueren Textverarbeitungsprogrammen werden bei der Wahl der entsprechenden Tastenkombinationen die Punkt- und Strichzeichen automatisch in ein lachendes oder trauriges Gesicht umgewandelt.

chen und anderen Satzzeichen sowie der Verwendung von Interjektionen und Ausdrucks-
wörtern zusätzlich erweitert. Mittels dieser Stilmittel werden vor allem prosodische Ele-
mente wie Pausen und Betonung, die in einem Face-to-Face-Gespräch virulent werden,
grafisch kompensiert:

- „*dieser Film ist allen gewidmet, die denken, italiener benehmen sich genauso, wie alle anderen europäer.... hihü*“,
- „*nun zu berlin ich komme bald ... juhüü....*“,
- „*[...] dann geht's auch durch die wüste und die ist ja sooooo schön.*“,
- „*Am Mittwoch laden wir dich zu einer *Schrottwichtel-Runde/*/*/*/*/* [...] ein*“,
- „*Mitzubringen sind [...] auch Kleinigkeiten, die die Magenöhle füllen und den Geist anregen, damit es *GLÜH*en kann und keiner *WEIN*en muss.*“,
- „*Freunde von Jan und Nadja haben einen Sohn bekommen: JIMMY SILVESTER*“,
- „*Softdrink, Knabberli oder Alkohol eingepackt und vorbeikommen. Uaaah! Gail. Gail.*“

Diese Stilmittel werden vor allem dann eingesetzt, wenn die Aussagekraft der eigentlichen
Schriftsprache als unzureichend empfunden wird. Des Weiteren zeigt das vorliegende
Korpus, dass einige E-Mail-Schreiber versuchen, ihre Nachrichten möglichst originell zu
formulieren, indem sie auffällige Komposita und Sprachspiele verwenden:

- „*dat problem kenn ich0179-377XXXX für die plötzliche handynummersammelma-
nie*“,
- „*ich bin jetzt also zum nationalmannschaftshinterherziehfan mutiert*“,
- „*würd gern mal wieder mit dir chatten, gerne auch explizit und verbal. also meld dich
mal. :-) (wieder so reim, der eigentlich nich sollte sein)*“.

Bei der privaten E-Mail-Korrespondenz zwischen Personen, die jüngeren Alters sind, sich
besonders gut kennen und häufig E-Mails schreiben, ist die Verwendung sprachlicher Sub-
standards ein besonders auffälliges Sprachmerkmal. Regional- und umgangssprachliche
Äußerungen wie „*könn wa ja noch drüber quatschen*“ übernehmen in diesem Rahmen eine
diskursive Funktion, da sie Vertrautheit und Nähe suggerieren. D.h., der sprechsprachliche
Charakter vieler E-Mails steigert die Nähe zwischen Schreiber und Leser symbolisch.
Daneben wecken umgangssprachliche Äußerungen den Eindruck von Spontaneität und
einer erhöhten Schnelligkeit der Produktionssituation, obwohl diese Assoziation vom
Schreiber auch bewusst inszeniert werden kann.

Auch der Verzicht auf die Korrektur von Tipp- und anderen orthografischen Fehlern
kann durchaus als ein bewusst eingesetztes Stilmittel gewertet werden, mit dem der Grad
der Flüchtigkeit und Lässigkeit einer E-Mail-Nachricht erhöht werden soll. E-Mail-Nutzer

lehnen es häufig ab, den produzierten Text mit demselben zeitlichen und kognitiven Aufwand zu überarbeiten, wie sie dies gewöhnlich bei handgeschriebenen Briefen tun würden. Baron (1999: 26) führt dieses Phänomen auf die medialen Bedingungen der Kommunikationsform E-Mail zurück: „Such editorial nonchalance reflects both the casual nature of the medium and the psychological mind-set [...] that the medium is, like the telephone ephemeral.“ Auch Ulla Günther und Eva Lia Wyss (1996: 72) beobachten eine quantitative Zunahme an Flüchtigkeitsfehlern gegenüber traditionellen Briefen. Ob diese Fehler aber auch qualitativer Art sind, bleibt bei Günther/Wyss zunächst eine offene Frage, die Uta Quasthoff (1997) zu diskutieren versucht. Quasthoffs Fazit ist, dass die Fehler in E-Mails als Ausdruck schnellen und flüchtigen Schreibens wahrgenommen werden und nicht als Zeichen mangelnder Bildung (ebd.: 41).

Für Bolz (2000: 30) dagegen generieren die in E-Mails auftretenden orthografischen Fehler eine Kultur der Unhöflichkeit:

„An der Sprache der E-Mails fällt sofort auf, dass die Tippfehler kein übersehenes Versehen, sondern eine wohltdosierte folkloristische Zugabe sind. In diesem Medium macht sich der korrekt getippte Brief an den sehr geehrten Herrn mit freundlichen Grüßen lächerlich.“

Bolz scheint sich allerdings mit dem Phänomen der Orthografie in elektronischen Texten nicht allzu vertiefend beschäftigt zu haben, wofür auch der Umstand der divergierenden Schreibweise des Wortes „E-Mail“/“Email“ in seinem Aufsatz spricht. Auch Peter Handler (1995: 138) glaubt in der E-Mail-Kommunikation die Herausbildung eines „laxen Briefstils“ zu erkennen, doch trifft er diese Feststellung zu einem Zeitpunkt, als sich die E-Mail als Kommunikationsform des Alltags gerade erst zu etablieren beginnt, so dass allgemeine Aussagen zu nachhaltigen Veränderungen der Schriftsprache zu diesem frühen Zeitpunkt nach gar nicht möglich sind. Ähnlich verhält es sich mit der Kritik Hess-Lüttichs (1997: 281), der schreibt: „Kommunikation auf die Schnelle, das ist der Kitzel, Dialoge in dosierten Häppchen ist die Devise. Korrekturlesen hält da nur unnötig auf.“ Auch Hans-Christian Täubrich (1999: 116) nimmt sich dieser Rhetorik an, indem er beklagt, dass „Banalität zum bewussten Stil“ wird. Den Gebrauch „schablonenhafter Formeln und Zeichen“ führt er auf den immensen Beschleunigungsdruck in der E-Mail-Kommunikation zurück, der eine „neue Form der Sprachlosigkeit“ (ebd.) erzeugen würde. Zimmer (1997: 273) glaubt sogar „eine zweite deutsche Orthographie“ zu erkennen, die „die radikale Kleinschreibung [ver-

wirklicht], [...] das ß [verschmählt und] Umlaute [umgeht]“.⁵⁰ Tatsächlich ist bei der Produktion von E-Mails eine zunehmende Tendenz zur Kleinschreibung zu konstatieren. Dies zeigen sehr deutlich jene E-Mail-Schreiber, deren Nachrichten im hier vorliegenden Korpus über mehrere Jahre hinweg archiviert worden sind. 12% der E-Mail-Schreiber wandten bereits in den letzten vier Jahren eine konsequente Kleinschreibung an; 16% entschieden sich erst nach einiger Zeit für eine komplette Kleinschreibung ihrer Nachrichten; 10% zeigen keine Präferenz für eine der beiden Varianten und verfassen einige E-Mails in Klein- und einige in Großschreibung; 16% variieren diese Schreibweise innerhalb einer Nachricht; und 46% bemühen sich um eine konsequente Großschreibung nach geltenden orthografischen Normen. Dabei ist zu beobachten, dass sich die letzte Gruppe hauptsächlich aus älteren E-Mail-Schreibern oder Nutzern, die eher wenig E-Mails verschicken, zusammensetzt.

Auch wenn davon ausgegangen werden kann, dass gerade letztere eine Einhaltung der orthografischen Regeln anstreben, beinhalten – von der Groß- und Kleinschreibung abgesehen – 88% der hier untersuchten E-Mail-Nachrichten Tipp-, Kommasetzungs- und andere Orthografiefehler. Auf die Frage, welche Aspekte bei der Produktion von E-Mail-Nachrichten am Wichtigsten seien, nannten 49% der Befragten Schnelligkeit, Verständlichkeit, Witzigkeit und Lässigkeit; 39% legen großen Wert auf eine korrekte Rechtschreibung, und für jeweils 29% sind grammatisch korrekte Sätze und eine originelle Ausdrucksweise von Bedeutung. Faktoren wie Seriosität und eine sehr gewählte Ausdrucksweise fallen mit jeweils 3% kaum ins Gewicht. 29% der Befragten gaben an, sich die geschriebene Nachricht vor dem Versenden noch einmal durchzulesen; 45% machen dies vom Adressaten abhängig. Wird ein Text noch einmal einer Kontrolle unterzogen, korrigieren 55% die auftretenden Fehler, 16% tun dies wiederum in Abhängigkeit vom Adressaten. Es kann also festgehalten werden, dass in den vorliegenden E-Mail-Nachrichten sehr viel mehr Fehler auftreten, als dies von den Textproduzenten erwartet oder intendiert worden ist. Der Umstand der Fehlerhaftigkeit von E-Mails kann aber auch in Analogie zu Goffmans „Image“-Theorie interpretiert werden.⁵¹ So ist davon auszugehen, dass E-Mail-Schreiber in ihre E-Mails bewusst Fehler einbauen, da flüchtig geschriebene Texte den

⁵⁰Die meisten E-Mail-Programme sind nur durch den ASCII-Modus miteinander kompatibel. Dieser Modus toleriert keine Sonderzeichen, so dass es vorkommt, dass ein vom Schreiber produziertes ß oder ein Umlaut beim Empfänger nicht als solches Zeichen ankommt. Diese Einschränkungen wurden aber durch die Erweiterung des ASCII-Modus mittels des so genannten „MIME-Standards“ weitestgehend behoben.

⁵¹Goffman (1986) versteht unter Image den sozialen Wert eines Individuums, der sich in jeder Interaktion neu konstituiert. Der Begriff basiert auf der Annahme, dass die an einer Interaktion Beteiligten sich gegenseitig wahrnehmen und dies auch voneinander wissen. Im Normalfall existiert zwischen den Interaktanten eine stillschweigende Kooperation über die gegenseitige Wahrung des Gesichts. D.h., die Kommunikationsteilnehmer sind darauf bedacht, Ereignisse, die eine Gefährdung des Images darstellen können, zu vermeiden.

Eindruck eines modernen, viel beschäftigten und gegen bestimmte Normen rebellierenden Menschen erwecken können (vgl. Freyermuth 2002: 29). Der entsprechende soziale Wandel stellt sich nach Freyermuth dann wie folgt da:

„Die uralte Beziehung zwischen epistolarischer Sauberkeit und sozialem Status hat sich umgekehrt. Früher konnte nur jemand, der wichtig genug war, um über eine Sekretärin zu verfügen, fehlerfrei getippte Briefe versenden; je mehr Vertipper ein Brief hatte, mit desto größerer Wahrscheinlichkeit kam er von einem, der es zu nichts gebracht hatte. Bei der E-Mail verhält es sich nun genau umgekehrt: Zunehmend wird es schick, sich so beschäftigt zu geben, dass man keine Zeit mehr für Rechtschreibung hat.“ (Ebd.)

Die hohe Fehlerfrequenz in E-Mail-Nachrichten hat also zweifelsohne einen sozialsymbolischen Hintergrund. Teilweise ist die Tatsache, dass E-Mails selten gründlich überarbeitet werden, aber auch auf die Medientechnik selbst zurückzuführen. So schreiben viele E-Mail-Nutzer ihre Nachrichten online, auch wenn sie keine Flatrate besitzen und die Dauer der Internet-Nutzung mit entsprechenden Kosten verbunden ist. Es ist anzunehmen, dass ein E-Mail-Schreiber unter diesen Bedingungen einen erhöhten Druck verspürt, die Nachricht möglichst schnell und damit Kosten sparend zu formulieren. Obwohl an dieser Stelle keine empirischen Belege angebracht werden können, ist davon auszugehen, dass online geschriebene Texte spontaner formuliert sind, während offline verfasste Texte schriftsprachlich sorgfältiger ausgearbeitet und redigiert werden.

Es bleibt festzuhalten, dass – im Vergleich zu traditionellen Briefen – E-Mails eine Tendenz zum Formverlust aufweisen. Dies ist damit zu begründen, dass im Gegensatz zum Brief die Produktion einer E-Mail-Nachricht wenig formale Varianten zulässt. Daher nimmt der Stil, d.h. die Wahl der sprachlichen Mittel, eine bedeutende Kontextualisierungsfunktion ein, die anzeigt, in welchen Interpretationsrahmen die Botschaft zu deuten ist. Die Verwendung von sprachlichen Elementen, die nach Koch/Oesterreicher eher dem Mündlichkeitspol zuzuordnen sind, kann nicht allein auf die kommunikativen Bedingungen des Mediums zurückgeführt werden, sondern resultiert vielmehr aus dem Soziolekt oder der Gruppensprache derer, die diese gebrauchen. Ein Effekt der medialen Rahmenbedingungen ist dagegen, dass E-Mails im Vergleich zu Briefen „eine Unmittelbarkeit in der Kommunikation, eine Nähe über Zeit und Raum hinweg“ (Dürscheid 2000: 58) initiieren und diese aufgrund der Schnelligkeit der Datenübertragung in ihren sprachlichen Äußerungen reproduzieren. Indem das zeitliche Intervall der Produktion und Rezeption einer E-Mail-Nachricht potentiell auf ein Minimum reduziert ist, ergeben sich veränderte Erwartungshaltungen in Bezug auf die Schnelligkeit des Informationsaustausches, wie dieses

Beispiel nahe legt: „*Würd mich freuen mal was von dir zu hören.... Bis dahin... ne Stunde zwanzig hast du noch ;)*“. Der E-Mail-Kommunikation ist also, mit Uli Stock (2001: 6) gesprochen, eine „Aura der Eile“ immanent.

Weniger eindeutig lässt sich dagegen die Frage nach der mündlichen bzw. schriftlichen Ausrichtung von E-Mails beantworten. Günther/Wyss (1996), die die aufkommende Chat-Kommunikation Mitte der 90er Jahre in ihrer Arbeit noch nicht berücksichtigen, rücken die E-Mail aufgrund ihrer stilistischen Merkmale in die Nähe sprechsprachlicher Alltagskommunikation. Auch Baron (2003) geht davon aus, dass E-Mails der mündlichen Rede ähneln, da sich das Schreiben generell dem sprechsprachlichen Pol angenähert habe. Dies entspricht der Analyse von Jana Hoffmanová und Olga Müllerová (1999), die den Duktus in E-Mails als intim, zwanglos und spontan bezeichnen. Die beiden Autorinnen verglichen Privatbriefe und E-Mails hinsichtlich des Grades konzeptioneller Mündlichkeit. In ihrem Fazit betonen sie die Neuartigkeit der Kommunikationsform E-Mail, vernachlässigen jedoch eine entsprechende Verortung des Briefes, wenn sie schreiben:

„E-Mail-Briefe [oszillieren] zwischen Monolog und Dialog, zwischen geschriebenem und gesprochenem Text, zwischen sachlicher [...] und kontaktpflegender, expressiver Mitteilung. In diesem Pendeln [schlagen] sie eher zum Pol der Mündlichkeit, des lebendigen Dialogs, der Spontaneität aus.“ (Ebd.: 62f.)

Die E-Mail-Kommunikation in einem Bereich „verschrifteter Mündlichkeit“ oder „mündlicher Schriftlichkeit“ anzusiedeln, ist natürlich eine plausible Eingrenzung, gegen die sich sprachwissenschaftlich kaum argumentieren lässt, nur ist sie wenig konkret. Denn E-Mails sind nicht prinzipiell mündlicher oder umgangssprachlicher formuliert als Briefe. Sofern eine E-Mail als einzelner, in sich geschlossener Kommunikationsakt konzipiert ist, scheinen Strukturen mit Eröffnungs-, Mitteilungs- und Verabschiedungsphase weitgehend den Standard darzustellen. Mit Kern/Quasthoff (2001) und Meier (2002) soll hier deshalb dafür plädiert werden, die E-Mail-Korrespondenz als eine Fortführung der Gattung Brief in einem neuen Medium zu begreifen, die unter spezifischen Umständen informelle und dialogische Varianten hervortreten lassen kann.

7.3.3.2 Chat

Der Chat (engl.: Unterhaltung) ist eine Kommunikationsform, bei der zwei oder mehrere Kommunikationsteilnehmer über ein Computerinterface miteinander in Kontakt treten und schriftlich miteinander kommunizieren (vgl. Bittner 2003: 193). Bereits die Bezeichnung Chat macht deutlich, dass diese internetspezifische Kommunikationsform dem Alltagsgespräch zugeordnet und nur selten mit einem schriftlichen Text assoziiert wird. Dennoch ist die Schriftlichkeit eine mediale Voraussetzung dieser Kommunikationsform. Mediengeschichtlich besteht die Neuheit des Chats aber darin, dass Schrift erstmals im Rahmen einer dialogischen und nahezu synchronen Kommunikation im Distanzbereich verwendet wird. Synchronität darf hier jedoch keinesfalls mit Simultaneität gleichgesetzt werden. Chatgespräche sind nur insofern synchron, als dass die Kommunikationspartner zur selben Zeit am Computer sitzen. Auch wenn der Zeitabstand zwischen dem Produktions-, Äußerungs- und Rezeptionsakt auf ein Minimum reduziert werden kann, ist er nicht identisch mit der geringen Zeitdifferenz zwischen Rede und Antwort im mündlichen Gespräch. Bei der Synchronie handelt es sich vielmehr um ein Faktum, das für die Chat-Teilnehmer lebensweltlich, d.h. in ihrer subjektiven Wahrnehmung, von Bedeutung ist.

Für die Chat-Gemeinschaft lässt sich im Allgemeinen feststellen, dass sie weder uniform noch homogen ist, sondern nach Interessen, Themen und Institutionen stratifiziert ist. Von den in dieser Untersuchung befragten Personen gaben 19% an, regelmäßig zu chatten, während 16% gelegentlich chatten. Auffällig ist, dass diese Personen allesamt der Altersgruppe von 20 bis 30 Jahren angehören. 45% der befragten Chatter nutzen diese Kommunikationsform, um mit Freunden in Kontakt zu bleiben; 36% sind dabei auf der Suche nach Informationen und der Diskussion bestimmter Themen; und 18% nannten Langeweile als ein Hauptmotiv. In dieser Untersuchung wurden jedoch nicht die Chat-Diskurse der befragten Personen untersucht, sondern es erschien methodisch sinnvoller, die Aktivitäten in einem allgemeinen Chat-Forum über einen gewissen Zeitraum hinweg zu beobachten. Die Architektur der Kommunikationsplattform „Funcity“ gestattet einer beliebig großen Menschenmenge, potentiell gleichzeitig miteinander zu kommunizieren. In den hier aufgezeichneten Chats waren im Durchschnitt 20 bis 30 Personen in ein 30-minütiges Chat-Gespräch involviert. Diese wie auch andere Chats sind in der Regel Polyloge, die anonym und thematisch unbestimmt verlaufen. Trotz der gegenseitigen Unbekanntheit duzen sich

die Teilnehmer im Chat und identifizieren sich über so genannte Nicknames.⁵² Obwohl die Chat-Teilnehmer an räumlich voneinander getrennten Computern sitzen, wird durch den Chat-Raum als gemeinsamen Kommunikationsrahmen eine kommunikative Nähe geschaffen. Die Metapher des Chat-Raumes ist für diese Kommunikationsform bestimmend, da er eröffnet, betreten, verlassen und für andere verschlossen werden kann. Er gilt in der Regel als Verweisungsraum, an dem sich im Gespräch auch deiktische Ausdrücke wie „oben“ oder „unten“ orientieren.⁵³

Die Äußerungen werden beim Chatten über die Tastatur generiert. Die eigentliche Textproduktionshandlung bleibt aber für die Kommunikationspartner unsichtbar, da der Beitrag erst nach dem Drücken der Enter-Taste auf dem Bildschirm erscheint. Der Server reguliert die Sequenzierung der Beiträge nach der Reihenfolge ihres Eintreffens. Dies hat den Effekt, dass thematisch aufeinander bezogene Turns nicht notwendig nacheinander folgen, sondern verschiedene Gesprächsstränge ineinander verwoben sind, wie folgender Chat-Auszug zeigt, der einen Dialog zwischen den Personen „Glitzerfee“ und „Pulli of Darkness“ beinhaltet:⁵⁴

„Glitzerfee:	<i>huhu Pulli :-)</i>
Welt_der_Edelsteine:	<i>... hat schon 2 wochen wochenende</i>
Pulli-of-Darkness:	<i>moinsen na alles klar bei dir?</i>
MointainDreamer:	<i>re</i>
Welt_der_Edelsteine:	<i>kiko 🧠 ... nööö... dann will der ja auch sonne abhaben... 🤔</i>
Glitzerfee:	<i>Pulli.. aber sicher doch... biste den Kaseköppen entflohen? :-)</i>
Engel69:	<i>arlen: hab karneval bisschen frei 🤪🤪</i>
Pulli-of-Darkness:	<i>ja klar lol</i>
Welt_der_Edelsteine:	<i>hmmm engel mit 🤪🤪</i>
ich:	<i>marlen...nix zu löten da?</i>
MountainDreamer:	<i>Engel 🤪🤪 ihr Pappnasen habt doch dann immer frei</i>
Pulli-of-Darkness:	<i>habe we fahre morgen nach Osnabrück feiern..meinen Geburtstag</i>
Pulli-of-Darkness:	<i>nach..</i>
Engel69:	<i>dann wird ich mal in einer alaaf-hochburg die helau-stellung halten</i>

⁵² Die Anonymität und das Spiel mit Identitäten innerhalb der Chat-Kommunikation sind primär Gegenstand der Sozialpsychologie und sollen hier nicht weiter erörtert werden.

⁵³ Dennoch sind lokale Deiktika im Chat stets mit einer gewissen Ambiguität behaftet, da sich Ausdrücke wie „hier“ oder „oben“ sowohl auf den virtuellen Chat-Raum, als auch auf den Ort, an dem der Tippende sich gerade befindet, beziehen können.

⁵⁴ Auf dem Bildschirm erscheint der jeweils neueste Turn am oberen Ende des Diskurses und verdrängt ältere Beiträge, die schließlich vom Bildschirm verschwinden. Um eine bessere Anschaulichkeit und Verständlichkeit zu gewährleisten, wird in den folgenden Beispielen diese Sequenzierungslogik umgekehrt, so dass der Verlauf des Chats chronologisch von oben nach unten verfolgt werden kann.

kicher

kiko: *so ich bin erstmal afk .. bis später ihr nasenrüben..*

Glitzerfee: *Pulli.. wann hattest denn?*

Welt_der_Edelsteine: *ich doch....aber irgendwie hab ich schon die frühjahrsmüdigkeit zu fassen.....ICH BRAUCH SONNE* 🌞*

Pulli-of-Darkness: *freitag..*

Pulli-of-Darkness: *gehe langsam aber sicher auf die 40 zu ooohhhgraus...*

MountainDreamer: *Marlen ab in en Süden 😊*

Glitzerfee: *Pulli 🌻 na dann herzlichen Glückwunsch nachträglich :-))“.*

Da die Beiträge in einem stark frequentierten Chat-Raum entsprechend schnell auf dem Bildschirm erscheinen und von anderen Beiträgen verdrängt werden, erfordert dies eine enorme Konzentration des Chat-Teilnehmers. Der Chat-Teilnehmer muss nämlich neben der Produktion seines eigenen Turns auch den Fortgang des Kommunikationsverlaufes im Auge behalten und die für ihn relevanten Beiträge herausfiltern. Lediglich durch Nennung des Nicknames am Beginn eines Turns kann ein Chat-Teilnehmer signalisieren, dass die folgende Äußerung an einen bestimmten anderen Teilnehmer gerichtet ist, wie dies im obigen Beispiel des Öfteren der Fall ist.

Die Turnabfolge vollzieht sich umso schneller, je mehr Anwender sich in einem Chat-Raum zu Wort melden, d.h., die Beiträge rollen schneller über den Bildschirm. Es kann vorkommen, dass ein Turn zu dem Zeitpunkt, an dem er am Bildschirm erscheint, bereits obsolet geworden ist. Ob ein Chatter erfolgreich an einer stark frequentierten Chat-Kommunikation teilnehmen kann, hängt dann entscheidend von seiner schnellen Auffassungsgabe, seiner verbalen Schlagfertigkeit und seinem technischen Vermögen, Gedanken schnell zu verschriftlichen, ab.

Aufgrund der oft starken Fluktuation der Teilnehmer und der damit einhergehenden Veränderung der Konstellation der Nutzergemeinschaft nimmt das dialogische Vor- und Nachfeld, d.h. die Realisierung von Begrüßungs- und Abschiedsprozessen, beim Chatten einen großen Raum ein. Hier ein Beispiel für das Verlassen des Chat-Raumes durch einen Teilnehmer:

„Nanni1: *~rundumwinker~*

ich: *heldin....noch lieber?*

Mortischa: *Snake, immer nur spannen – da lernst ja nix von*g**

Snakeeye: *nanni, bye *rewink**

ich: *heldin... schlaf ut ;o) *knuddel**

Mortischa:	<i>Nanni- cu</i>
Nanni1:	<i>tschü[oops] Snakeeye</i>
Snakeeye:	<i>spannen ist was anderes *lol* beobachte *fg* @morti</i>
Nanni1:	<i>Held: habsch heut nacht *g* gut und lange *knuddel*</i>
Nanni1:	<i>tschü[oops] Mortischa</i>
Nanni1:	<i>~wusch~</i>
Nanni1:	<i>~und wech~“</i>

Das Chat-Kontinuum als Ganzes enthält dagegen gar keinen erkennbaren formalen Anfang oder Schluss, sondern erscheint vielmehr als Endlostext.

Aus interaktionaler Perspektive entsteht beim Chat eine Situation unmittelbarer Reziprozität, da die Teilnehmer einen permanenten Schreiber-Leser-Wechsel vollziehen. Diese Form quasi-synchroner Interaktion „causes radical linguistic innovation, [...], affecting several basic conventions of traditional spoken and written communication“ (Crystal 2001: 130). Die Chatter selbst meinen zu reden, wenn sie schreiben. Dementsprechend verfolgen sie bei der Produktion ihrer Äußerungen auch das Prinzip „Schreibe, wie du sprichst“ und konzeptualisieren ihr sprachliches Handeln vor dem Hintergrund eines mündlichen Gesprächs. Diese Maxime hat Auswirkungen auf die Geschwindigkeit der Äußerungsproduktion. Für Angelika Storrer (2000: 155) besteht kein Zweifel, dass es im Chat darum geht, die Tippgeschwindigkeit der Sprechgeschwindigkeit in Gesprächen anzunähern. Da beim untersuchten Chat-Portal die Beiträge alle 20 Sekunden aktualisiert werden, kann keine Aussage darüber gemacht werden, wie viel Zeit die Chat-Teilnehmer jeweils für die Produktion ihrer Äußerungen benötigten. Die Beispiele zeigen jedoch, dass für die Produktion eines Beitrages offenbar nur wenig Planungszeit zur Verfügung steht. Dafür spricht ein parataktisch gestalteter Satzbau, bei dem die Satzteile linear aneinandergereiht werden, ohne kompositorisch durchdacht worden zu sein: „*habe we fahre morgen nach Osnabrück feiern..meinen Geburtstag“ „nach“*. Nicht die Elaboriertheit der Äußerungen, sondern das Grice'sche Ökonomieprinzip „be brief“ scheint im Chat als Maxime der Äußerungsproduktion im Vordergrund zu stehen. Aus zeitökonomischen Gründen wird im Chat zumeist klein geschrieben, jedoch nicht ausschließlich, wie die oben stehenden Beispiele belegen. Ähnliches gilt für den Verzicht auf Interpunktion. Zu einem Strukturmerkmal der Chat-Kommunikation entwickelt sich dagegen der Verzicht auf die Personendeixis „*ich*“, da die Identifizierung mit dem Turnproduzenten bereits durch dessen Nickname, der dem Beitrag vorangestellt ist, erfolgt. Dittmann (2001: 65ff.) zufolge liegt die durchschnittliche Länge eines Turns bei 4,8 Worteinheiten, wobei nur knapp ein Viertel der Sätze die „Mindestanforderungen an die Vollständigkeit eines Satzes“ erfüllt. Für die hier aufgezeichneten Chat-

Diskurse konnte eine durchschnittliche Wortanzahl von 5,8 ermittelt werden. Crystal (2001: 145) betont den konstitutiven Charakter kurzer Antworten für die Chat-Kommunikation: „Short responses are one of the features which give a chatgroup interaction a dynamic, conversational feel.”

Auf der Ebene der Lexik zeigt sich eine Präferenz für einfache und umgangssprachlich markierte Ausdrücke („*warste*“, „*kommste ine stunde*“, „*net*“). Daneben findet sich eine Vielzahl von meist englischen Akronymen („*afk*“ für „*verlasse meinen Platz*“ [„*away from keyboard*“], „*re*“ für „*bin wieder da*“ [„*returned*“], „*we*“ für „*wochenende*“). Abkürzungen treten dagegen im hier untersuchten Korpus kaum auf, obwohl auch diese nach Beutner (1992: 81) durchaus spezifisch für den Chat sind. Beutner erkennt in der massenhaften Verwendung von Akronymen und Abkürzungen

„eine gruppenspezifische Sondersprache der Internetnutzer allgemein, die stark jugendsprachliche und technikorienteerte Züge trägt, und zugleich Träger einer Signalfunktion ist, weil die Benutzung dieses speziellen Registers technisches Know-how, Gruppenidentität, Modernität und Jugendlichkeit vermitteln soll“. (Ebd.)

Mit der E-Mail-Korrespondenz hat die Chat-Kommunikation gemein, dass jegliches Kommunikationsverhalten, auch wenn es außersprachlich motiviert ist, mittels der Tastatur explizit gemacht werden muss. Nahezu jedes Chat-Programm bietet den Nutzern die Möglichkeit, die verschiedensten Ideogramme in Form von sich bewegenden Smileys in einen Beitrag zu integrieren. Im Gegensatz zur E-Mail-Kommunikation wird von diesem Stilmittel beim Chatten sehr häufig Gebrauch gemacht. Weitaus populärer ist jedoch die Methode, außersprachliches Verhalten wie Mimik, Gestik, Geräusche etc. zu verbalisieren und durch Sternchen vom übrigen Äußerungskontext abzugrenzen („**kopfschüttel**“, „**knuddel**“, „**feix**“, „**kopfqualm**“, „**g**“ für „*grins*“).

Trotz des Einsatzes von Ideogrammen und metakommunikativen Kommentaren weist die Chat-Kommunikation gegenüber dem Gespräch erhebliche Unterschiede in kommunikativer und diskursiver Sicht auf. So gestaltet sich das Turn-Taking in mündlichen Dialogen keinesfalls so ausgeglichen wie beim Chat. Auf diese grundlegende Differenz erstrecken sich auch Crystals (2001: 146f.) Reflexionen: „Although chatgroup discussion is much less tightly structured by comparison with virtually all other varieties of written language, it rarely becomes as unfocused, rambling, and inconsequential as everyday conversation.“ Sprecherwechselsignale sind im Chat kaum vorhanden. Ein so genannter „Transition Relevance Place“ (TRP) kann nur nach der Produktion einer Äußerung vorhanden sein. Das Abwarten eines TRPs zur Erlangung des Rederechts stellt jedoch keine kommu-

nikative Bedingung in der Chat-Kommunikation dar. Parallelschreiben wird hier nicht als unhöflich empfunden, sondern ist für ein flüssiges Chat-Gespräch geradezu konstitutiv. In der parallelen Produktion von Beiträgen erkennt Crystal (2001: 157) schließlich die Hauptursache für die Herausbildung chatspezifischer sprachlicher Merkmale: „The fact that messages are typically short, rapidly distributed (lag permitted), and coming from a variety of sources [...] results in the most distinctive characteristic of synchronous chat-group language: its participant overlap.”

Es kann festgehalten werden, dass – trotz der medial schriftlichen Realisierung – die Vielzahl der sprechsprachlichen Stilmittel in ihrer Kulmination eine Verortung der Chat-Kommunikation am Mündlichkeitspol nahe legen. Das Situationskriterium Nähe leitet sich dabei nicht unbedingt von räumlichen Parametern ab, denn der Chat-Raum signalisiert ja nur eine metaphorische Nähe, sondern es ist vielmehr die zeitliche Annäherung der Dialogbeiträge, die dieses Moment ausmachen. Wolf-Dieter Krause (2000: 163) insistiert im Zuge seiner Auseinandersetzung mit neuen Textsorten deshalb darauf, für den Chat nicht den schriftlichen Text als linguistische Bezugskategorie heranzuziehen, sondern das mündliche Gespräch. Von dieser Perspektive ausgehend macht es dann auch wenig Sinn, die sprechsprachlichen Eigenheiten der Chat-Kommunikation als Indizien für einen Verfall der Schriftkultur zu werten. So wird oft der Verdacht zum Ausdruck gebracht, Chat sei eine virtuelle Form von Small Talk oder sinnlosem Geschwätz. Selbst Crystal (2001: 169f) identifiziert den Chat als einen Kommunikationsbereich, in der geschriebene Sprache „in its most primitive state“ dargestellt wird. Er erklärt dies jedoch mit dem Faktum, dass nahezu alle schriftlichen Textsorten vor ihrer Weitergabe oder Veröffentlichung editiert und korrigiert werden. Beim Chat dagegen handelt es sich um eine Textsorte, die dem spontanen, uneditierten und „nackten“ Zustand der geschriebenen Sprache am Nahesten kommt (ebd.: 170). Tatsächlich würde die durch das Medium gegebene Möglichkeit der direkten Kommunikation ad absurdum geführt, wenn die Chat-Teilnehmer allzu viel Zeit darin investieren würden, jeden ihrer Beiträge auf orthografische Richtigkeit zu überprüfen. Storrer (2001: 440) entkräftet sprachkritische Stimmen schließlich mit dem Argument, viele Besonderheiten der Chat-Kommunikation könnten als „natürliche Konsequenz eines beschleunigten Schreibens in einem konzeptionell mündlichen Setting“ erklärt werden. Die zahlreichen Verfahren zur Erreichung eines ökonomischen Sprachgebrauchs lassen sich mit dem Wunsch der Chat-Teilnehmer erklären, den Anforderungen an eine sehr hohe Geschwindigkeit der Textproduktion, die mit der Anzahl der sich äußernden Chat-Teilnehmer proportional steigt, gerecht zu werden. Insofern können ökonomisch bedingte Sprachver-

änderungen und -innovationen in das Erklärungsschema der *parole* bzw. Performanz eingebettet werden und lassen keine Rückschlüsse auf den Grad der Beherrschung der *langue* bzw. der Kompetenz zu.

Neben den besonderen medialen Bedingungen, die einen spontanen und flüchtigen Stil begünstigen, kann bzw. muss die Chat-Sprache auch als Gruppensprache interpretiert werden, die eine gemeinschaftsstiftende Funktion besitzt. Es geht beim Chat immer um eine erfolgreiche Anschlusskommunikation, die am ehesten gewährleistet wird, wenn neue Chat-Teilnehmer die Sprachgewohnheiten der bereits etablierten und routiniert kommunizierenden Chat-Gemeinschaft übernehmen. So gesehen präsentiert sich der Chat als eine außerordentlich komplexe Kommunikationsform, die von den Teilnehmern die Beherrschung einer ganzen Reihe von sprachlichen und kommunikativen Kompetenzen verlangt und damit keinesfalls vorschnell mit Attributen wie banal oder defizitär bewertet werden sollte.

7.4 SMS (Short Message Service)

7.4.1 Mediengeschichtliche Entwicklung der SMS

Die SMS ist ein Nachrichtenservice, der in jedes Mobiltelefon integriert ist.⁵⁵ Der über die Handytastatur generierte Text wird binär codiert und zusammen mit der Telefonnummer der Zielperson an eine Relaisstation bzw. einen Satelliten geschickt, welcher dann das Handy des Empfängers sucht und den Text dorthin verschickt. Ursprünglich war die SMS nur als ein Zusatzservice gedacht, mit dem Handyanbieter ihren Kunden Serviceinformationen zukommen ließen. Inzwischen stehen zahlreiche SMS-Dienste zur Organisation des Alltags zur Verfügung wie z.B. aktuelle Tages- und Wetternachrichten, Sportergebnisse und Fahrplanauskünfte. Ulrich Stock (2001: 4) stellt pointiert fest: „Das Handy ist ein invasives Medium. [...] Die Welt dringt [...] bis in die Gesäßtasche vor.“ Seinen Siegeszug als schriftliche Kommunikationsform trat die SMS aber erst durch die Etablierung des privaten Nachrichtenaustausches von Handynutzer zu Handynutzer an. Gerade unter Jugendlichen ist diese Kommunikationsform als Kontaktmedium und als Mittel der Selbstdarstel-

⁵⁵ Mobiltelefone tragen hierzulande den neudeutschen und dem Englischen eher fremden Begriff „Handy“.

lung ausgesprochen populär.⁵⁶ Eine relativ aktuelle Studie aus dem Jahr 2005 belegt, dass von zweitausend befragten Personen im Alter von 12 bis 24 Jahren 91% ein Handy besitzen und dieses überwiegend zum Austausch von SMS-Nachrichten verwenden (Nowotny 2005: 12).

Seit 1999 integrieren alle Hersteller die Funktion „T9“ in die Mobilfunkgeräte, die das SMS-Schreiben erleichtern soll. Dabei handelt es sich um eine wörterbuchbasierte Eingabetechnologie, die ohne Selektion der einzelnen Buchstaben durch Drücken der jeweiligen Buchstabentaste die passenden Wörter während der Eingabe selbst suchen kann. Inzwischen gibt es auch Handys, die etwas größer sind und über eine erweiterte Tastatur verfügen. Diese dient jedoch nicht ausschließlich dem Zweck der SMS-Produktion, sondern mit diesen Handys ist in der Regel auch das Schreiben, Versenden und Empfangen von E-Mails möglich.

7.4.2 Datenmaterial

Obwohl es sich bei der SMS um eine relativ junge Kommunikationsform handelt, ist ihre massenhafte Ausbreitung im Kommunikationsalltag durch die Forschung frühzeitig beobachtet, beschrieben und kommentiert worden. Das wissenschaftstheoretische Umfeld, das sich mit den kommunikativen Auswirkungen der SMS beschäftigt, erstreckt sich dabei von der Kommunikations- und Mediensoziologie über die Sozialpsychologie bis hin zur Sprachwissenschaft. Die erste ausführliche Studie, die die SMS-Nutzung Jugendlicher kommunikationssoziologischer Fragestellungen unterzieht, stammt von Höflich/Rössler/Steuber (2000).⁵⁷ Dieser Studie folgen weitere aufschlussreiche Untersuchungen zur SMS-Kommunikation von Schlobinski et. al. (2001), Döring (2002a, 2002b), Androusopoulus/Schmidt (2003) und Nowotny (2005).⁵⁸ Die Erkenntnisse dieser Autoren

⁵⁶ Erwachsene nutzen dagegen die SMS-Funktion eher zur Koordination ihres Alltags, wohingegen viele ältere Menschen die SMS-Funktion kaum verwenden, sondern lediglich aus Sicherheitsgründen ein Handy besitzen.

⁵⁷ Dabei wurden 204 Jugendliche im Alter zwischen 14 und 18 Jahren in verschiedenen Regionen Deutschlands befragt. Höflich/Rössler/Steuber (2000) gehen der Frage nach, welchen Einfluss soziale und kommunikative Faktoren auf die sprachliche Gestaltung von SMS-Botschaften haben.

⁵⁸ Schlobinskis et. al. (2001) Korpus umfasst 760 Nachrichten von 150 Schülern und Studenten. Nicola Dörings (2002) Studie basiert auf einem umfangreichen Datenmaterial von ca. 1000 SMS-Botschaften, die von 200 Studenten verfasst und empfangen wurden. Untersucht wurden Arten, Häufigkeiten und Funktionen von Kurzformen in der SMS-Kommunikation. Androusopoulus/Schmidt (2003) dient eine 934 Nachrichten umfassende Kommunikation von fünf Personen im Alter von 25 bis 30 Jahren als Korpus. Nowotny (2005) befragte 2000 Jugendliche in Nordrhein-Westfalen nach der Relevanz des Handys in deren Alltag. Die hohe Rücklaufzahl der Studie spricht für ihre Repräsentativität; es handelt sich jedoch um eine überwiegend quantitative Untersuchung.

finden aufgrund der hohen Aktualität und Repräsentativität des Datenmaterials in dieser Arbeit Berücksichtigung. Ergänzt werden diese Korpora durch ein eigenes Korpus, das aus den ausgewerteten 31 Fragebögen hervorgeht. Die befragten Personen wurden dabei gebeten, sechs in letzter Zeit versendete und empfangene SMS-Nachrichten originalgetreu in die Vorlage zu übertragen. Daneben beinhaltete der Fragebogen Fragen zum Nutzungsverhalten im Bezug auf die SMS-Kommunikation. Zusammen mit eigenen gespeicherten Textnachrichten umfasst das Korpus, das im Rahmen dieser Untersuchung einer sprachwissenschaftlichen Analyse unterzogen wurde, 247 SMS-Nachrichten.

7.4.3 Merkmale der SMS-Kommunikation

Wie auch das Telegramm ist die SMS formal eine Kommunikationsform zur Vermittlung kurzer Nachrichten. Schwitalla (2002: 33) beschwört deshalb auch ein „Comeback“ des Telegramms durch die SMS herauf. Im Gegensatz zum Telegramm orientiert sich das SMS-System allerdings nicht an Worteinheiten, sondern an Zeichen. Es ist hier jedoch nicht das einzelne Zeichen, das als Kosteneinheit fungiert, sondern die Kulmination der Zeichen zu einem Wert von 160. D.h., das Versenden einer SMS zwischen einem und 160 Zeichen ergibt – je nach Mobilfunkbetreiber – stets den gleichen Preis; beim Überschreiten des Zeichenlimits zählt die SMS wie zwei Textnachrichten, und es wird der doppelte Preis berechnet usw.

Wie der Brief und die E-Mail ist auch die SMS keine einheitliche Kommunikationsform, sondern es handelt sich dabei lediglich um eine Kommunikationsstruktur, auf deren Basis sich spezifische Textsorten ausdifferenzieren (vgl. Androusopoulos/Schmidt 2003: 53). Die dominierende Textform im weltweiten SMS-Verkehr ist gegenwärtig die private informelle SMS-Kommunikation, die von einander bekannten Personen im sozialen Nahraum angewandt wird.⁵⁹ Die Auswertung des Fragebogens ergab, dass die Befragten durchschnittlich mit vier Personen aus dem Bekanntenkreis regelmäßig SMS-Kontakt haben. 26% der Befragten versenden und erhalten nur wöchentlich einige SMS-Nachrichten. Die übrigen Zweidrittel (74%) versenden im Durchschnitt täglich drei SMS und erhalten täglich zwei SMS. Diese wie auch die Datenerhebungen anderer Autoren (Androusopoulos/Schmidt 2003: 54, Höflich/Rössler/Steuber 2000: 12ff.) zeigen, dass die SMS-Nutzung

⁵⁹ SMS-Nachrichten werden selten an Personen gesendet, die man sieht. Diese Nutzungseinschränkung unterscheidet die SMS-Kommunikation bereits von der E-Mail-Kommunikation, die sowohl für private als auch für offizielle, nicht-private Kommunikationsanlässe verwendet wird.

grundsätzlich in gruppenspezifische Zusammenhänge eingebunden ist. Hier dient sie primär Terminabsprachen und dem Aushandeln von Verabredungen (90%), der Mitteilung von Informationen (74%) sowie der Kontakterhaltung und Beziehungspflege (61%):

- „Hey Fafa, wat machste morgen? Fußball bei mir?“,
- „Brauche noch 8 Min...der Verkehr ;-)“,
- „Sitze jetzt. ist bei euch noch was frei? Dann merk dir denn platz und ich komme zweite halbzeit rüber.“,
- „Ok sms mir wenn du da bist.“,
- „Kein Strom in der Dusche. Warte morgen ab elf an der Rezeption auf euch. Ihr fahrt Richtung Dranske, dann Bakenberg, dann Nonnevitze. Achte auf die Schilder. Drücke euch.“,
- „Kannst du für [...] das Bier besorgen?“,
- „Empfehle 15.40 auf SW Rätsel der Berge. Mont Blanc“,
- „Hi Kristin. Lange nichts mehr von dir gehört, da wollte ich einfach mal fragen wie es dir so geht und ob auf Arbeit noch alles schick ist? Vielleicht hast du ja auch mal wieder Lust auf nen Treffen? Könnten dann mal was trinken gehen und ne bissl quatschen. Lg“,
- „Warum bekomme ICH eigentlich keine ‚Bin angekommen‘ SMS? Wird da etwa mit zweierlei Maß gemessen... Na ich wart erstmal ab. Vielleicht kommt noch was....“ (eigenes Korpus).

Daneben nutzen 38% der hier befragten Personen die SMS-Kommunikation auch für Grußbotschaften, und 32% greifen auf die SMS zurück, wenn die gewünschte Person telefonisch nicht erreichbar ist:

- „Wünsche Dir alles Gute im neuen Jahr. Wann bist Du über Handy erreichbar? Doris“,
- „Wünsche dir alles Gute zum Geburtstag, vor allem aber Gesundheit im neuen Lebensjahr. Feiere schön! Liebe Grüße Kevin“,
- „Bist du im Funkloch? Erreiche Dich nicht ...“,
- „Hm bei euch geht nie jemand ans telefon. Wie musst du denn arbeiten die woche? Lust auf sushi irgendwann?“,
- „hallo doris, konnte dich bis jetzt nicht erreichen. Rufe mich doch mal an unter 98114XXX, Margitta“,
- „Hallo Sabine, bist Du wieder im Lande + hast ausgeschlafen? Wann kann ich Dich mal anrufen?“,
- „mach mal den msn messenger an.“ (Ebd.)

Die letzten Beispiele zeigen auch, dass oft mittels SMS die Verlagerung der Kommunikation auf ein anderes Medium ausgehandelt wird. Der Sender greift hier zunächst auf die

SMS als Kommunikationsform zurück, da er davon ausgehen kann, dass der Empfänger die SMS sehr viel früher lesen wird, als dies z.B. bei einer E-Mail der Fall sein würde.

29% schätzen an der SMS, dass sie unaufdringlicher ist als ein Telefonat; und 26% bevorzugen die SMS aufgrund des geringeren Kostenfaktors gegenüber dem Telefonat. Nur 6% praktizieren das so genannte „Simsen“ aus Gründen der Langeweile. Auch Liebesgrüße werden nicht selten per SMS versandt, auch wenn die Kopplung des Symbolgehalts der Liebe an eine technisch reduzierte Kommunikationsform wie der SMS oft als inadäquat und ernüchternd betrachtet wird. Die Asynchronität der Kommunikationsform, die keine unmittelbare Reaktion erzwingt, erlaubt allerdings Offenbarungen, die in Face-to-Face-Situationen bzw. am Telefon nicht geäußert werden würden. Doch selbst in gefestigten Liebesbeziehungen dient der SMS-Austausch der „emphatischen Beteuerung von Konsens“ (Döring 2002b: 125) und wird in die Alltagskommunikation integriert:

- „*Na kommst du heute pünktlich raus? Vermiss dich*“,
- „*Lieb dich... Freu mich auf dich... =)*“ (eigenes Korpus).

Richard Harper und Phil Gosset (2005: 199) resümieren, dass „sich in den ausgetauschten SMS-Botschaften der ganze Mikrokosmos unserer heutigen Gesellschaft wieder finden [lässt]“.

Neben den oben genannten Nutzungsmotiven präferieren viele SMS-Nutzer diese Kommunikationsform aufgrund ihrer potentiellen Lautlosigkeit und Diskretion.⁶⁰ So können Nachrichten ausgetauscht werden, ohne dass andere den Inhalt erfahren. Zudem ermöglicht das SMS-Schreiben eine indirekte Kommunikation „von überall her nach überall hin“ (Androusopoulus/Schmidt 2003: 74), denn aufgrund der weit reichenden und miteinander kooperierenden Mobilfunknetze ist das SMS-Versenden im Gegensatz zum Versenden einer E-Mail nahezu überall realisierbar. Dennoch spielt sich ein Großteil der SMS-Aktivitäten eines Handynutzers in dessen räumlichen Nahbereich ab. Dies ist umso erstaunlicher, als dass eine Kurznachricht hier nicht unbedingt kostengünstiger als ein Ortsgespräch ist, und die Produktion des Nachrichtentextes je nach sensomotorischer Kompetenz des SMS-Schreibers eine gewisse Zeit in Anspruch nimmt. Die Eingabe der Zeichen erfolgt in der Regel über das Zahlenfeld, auf der jeder Zahl drei oder vier Buchstaben zugeordnet sind. Als Alternative verfügt nahezu jedes Handy über das Worterkennungsprom-

⁶⁰ Zwar wird der Empfang einer SMS von anderen, im selben Wahrnehmungsraum befindlichen Personen nicht als ähnlich störend empfunden wie ein eingehender und vom Empfänger angenommener Anruf, das kurze Ertönen der SMS-Benachrichtungsmelodie bzw. das signifikante Doppelpiepen kann allerdings unter Umständen auch den aktuellen Kommunikationsrahmen negativ beeinflussen. Die SMS steht daher in der Dialektik von Aufdringlichkeit und Unaufdringlichkeit (vgl. Höflich 2001: 7).

gramm T9, das allerdings nur sehr eingeschränkt mit Eigennamen, Komposita und Akronymen umgehen kann. Hinzu kommt, dass es für bestimmte Tastenkombinationen mehrere Wortresultate gibt. Durch das so genannte „Blättern“ muss der SMS-Schreiber dann das für ihn passende Wort suchen. Korrigiert ein Schreiber allerdings nicht den falschen T9-Vorschlag, kommt es zu semantischen „Fehlbelegungen“ und inkohärenten Sätzen:

- „Hallo Sabine. Gelenk war raus. Wurde unter Narkose wieder dingesenkt. Bin jetzt wieder in der REHA. Steffi kommt gleich. Mütti.“,
- „Und? Warst du schon dran? War ist rausgekommen?“,
- „Bist du heute im hq? Treffen wir vor heute abend?“ (eigenes Korpus).

Viele Handynutzer verzichten deshalb auf diesen Eingabemodus. Auch von den Studenten, deren Nutzungsverhalten durch Dörings Befragung (2002) erfasst wurde, gaben nur 30% an, T9 zu verwenden.⁶¹ Die Eingabe über das Zahlenfeld erschwert es zudem, im Schreibfluss eine korrekte Groß- und Kleinschreibung aufrecht zu erhalten. Da auf einem Zahlenfeld die Kleinbuchstaben vor den Großbuchstaben angeordnet sind, ist ein Wechsel zwischen diesen beiden Modi nicht so schnell umsetzbar wie etwa auf der Computertastatur durch das Drücken der „Shift“-Taste. Viele SMS-Nutzer bevorzugen daher eine komplette Groß- bzw. Kleinschreibung. Eine dritte Möglichkeit, die die Software in der Regel anbietet, ist die satzinitiale Großschreibung. Bereits 2001 wichen, im Rahmen von Peter Schlobinskis et. al. Studie (2001: 7), 60% der SMS-Schreiber von der normierten Groß- und Kleinschreibung ab. Dieses Ergebnis deckt sich mit den in dieser Untersuchung ermittelten 58% für SMS-Nachrichten, in denen lediglich eine satzinitiale Großschreibung angewandt wurde, während 1% der Nachrichten konsequent klein geschrieben sind.

Der Prototyp einer Interaktion über SMS ist zweizügig, wobei die Beiträge zeitlich und thematisch aufeinander bezogen sind. Dieser Nachrichtenaustausch entspricht letztlich einem Minimaldialog, der durch bestimmte Paarsequenzen wie Frage-Antwort, Vorschlag-Reaktion oder Glückwunsch-Dank realisiert wird:

A: „Hallo Biene, kurze Frage: Billy 40 (27€) oder 80 (35€) breit?“

B: „Achtzig breit. Danke gruss bine“

A: „Morgen! Sag mal isst du nudelauf? Basti kennt da nämlich nenn leckeren.

Freu mich schon auf den abend. Dir noch viel spaß. Lg heike“

B: „Ja klar. Schinken drin mag ich nicht, aber wenn es drin ist überleb ich's auch :-)

⁶¹ Viele Nutzer hatten sich bereits vor Einführung des T9-Programms an die Tasteneingabe gewöhnt und beherrschen diese Technik derart schnell, dass man annehmen könnte, es existiere eine direkte Verbindung vom Daumen zum Sprachzentrum.

bis denne...“

A: *„Hallo Gerd, zu Deinem heutigen runden Geburtstag wünsche ich Dir alles Gute. Bleibe weiter so engagiert, so ehrlich + lustig wie Du bist. Liebe Grüße Doris“*

B: *„Recht herzlichen Dank Gruß Gerd“* (eigenes Korpus).

Dreizügige SMS-Sequenzen ergeben sich häufig aus dem Muster der zweizügigen Dialoge. Hinzu kommt dann ein dritter Zug, dem eine bestätigende oder eine ritualisierte und phatisch-expressive Funktion zukommt (vgl. Androusopoulos/Schmidt 2003: 61):

A: *„GUTEN Rutsch wünscht Franz“*

B: *„danke, wünsche Dir alles Gute zum neuen Jahr. Sollten uns mal wieder treffen.“*

A: *„Ok bis dann...“*

A: *„Hey du. Bin demnächst wieder in Potsdam. Wollen wir uns dann abends treffen? In Berlin oder Potsdam?“*

B: *„Berlin wäre toll. muss nämlich morgen früh zu meinen Eltern nach Strausberg. habe für heute Abend noch nichts geplant. können ja kochen. sag Bescheid, dann kauf ich“*

A: *„Kochen Klingt gut. Geh nicht mehr zum Training. Muss noch mal nach Hause und hier am Pk was machen. Zwischen 8 und 9 bin ich da. Bis dahin“* (eigenes Korpus).

Längere Sequenzen beinhalten in der Regel Problembesprechungen mit teilweise dispräferierten Antworten oder aber Spaßkommunikation, die der Überbrückung von Langeweile dienen soll. Je kürzer die Abstände zwischen dem Senden einer SMS und dem Erhalt einer Antwort ist, desto auffälliger ist der Dialogcharakter der Interaktion. D.h., ähnlich wie beim zeitlich nahen Austausch von E-Mails verzichten die Kommunizierenden hier auf Gruß- und Verabschiedungssequenzen sowie einer erneuten Kontextualisierung des Textinhalts.

Wie schon bei der E-Mail- und Chat-Kommunikation ist auch bei SMS-Nachrichten eine erhebliche Steigerung an Orthografie- und Tippfehlern gegenüber der Textproduktion auf Papier zu beobachten. Christa Dürscheid (2002: 102) führt dies darauf zurück, dass Korrekturen bei einmal produzierten SMS-Nachrichten sehr umständlich sind bzw. bestimmte Wörter aufgrund des erhöhten Aufwands bei der Produktion gänzlich weggelassen werden. Dürscheid vermutet also eine gewisse „Faulheit“ bei SMS-Schreibern und erkennt damit die Bedeutung sprachökonomischer Aspekte bei der SMS-Produktion. Mediale Beschränkungen wie die geringe Zeichenmenge, die umständliche Eingabe über die Zahlentastatur sowie die anfallenden Kosten spiegeln sich auf vielfältige Weise in den SMS-Botschaften wider. Aufgrund des Zeichenlimits von 160 Zeichen, dessen Überschrei-

tung den Beginn einer zweiten Nachricht und damit doppelte Kosten bedeuten würde, entstehen erhöhte Ökonomieanforderungen an den SMS-Nutzer, denen er durch den Einsatz bestimmter Stilmittel gerecht zu werden versucht. Die am häufigsten angewandten Mittel zur Einsparung sprachlicher Zeichen in SMS-Nachrichten sind die Tilgung von Subjektpronomen bzw. der Wegfall der Schreiber- und Leserdeixis, da diese Information aus dem Kontext heraus verstehbar ist, sowie die Tilgung von Artikeln: „*Hab ab nächste Wo neuen Job. Wenn ich Arbeitszeiten genau weiß, meld ich mich noch mal, okay?*“ (eigenes Korpus). Ein weiteres Phänomen der syntaktischen Reduktion ist der Verzicht auf Kopula-, Modal- und Hilfsverben: „*Hier die Nummer von Kai...*“ (Döring 2002a: 105). Auch der Telegrammstil („*Morgen Frühstück bei dir?*“, „*Film gucken heute?*“, eigenes Korpus) ist nach Nicola Döring (2002a) eine sprachökonomische Konsequenz der medienspezifischen Zeichenreduktion der SMS. Auf diesen spezifischen Duktus zielt auch Freyermuth (2002: 47), wenn er pointiert feststellt, die SMS-Kommunikation habe „die literarische Kunst der Verknappung perfektioniert“. Syntaktisch neuartig ist sicherlich auch die willkürliche Unterbrechung von Wörtern am Zeilenende entgegen normierter Trennungsregeln. Die Worttrennung wird jedoch von der Software vorgenommen und kann vom SMS-Schreiber nicht beeinflusst werden.

Im Bereich der phonologischen Deviationen kommen am häufigsten Variationen der Aphäresis am Wortanfang („*nen*“, eigenes Korpus), der Synkope in der Wortmitte („*grad*“, „*gsehn*“, ebd.) und der Apokope am Wortende („*find*“, „*hab*“, „*nich*“, ebd.) vor. Insgesamt lässt sich eine allgemeine Tendenz zur Nivellierung des Schwa als Flexionsmorphem feststellen. Zusätzlich zu Phänomenen der syntaktischen und phonologischen Reduktion treten in der SMS-Kommunikation typischerweise Akronyme und Abkürzungen auf, die einen unterschiedlichen Grad an Konventionalisierung aufweisen. Neben weniger auffälligen allgemeinsprachlichen Abkürzungen („*Min*“, „*we*“, „*Di*“, „*Ffm*“, „*Hbf*“, ebd.) verwenden einige SMS-Schreiber SMS-spezifische Buchstabierakronyme wie „*cu*“ („*see you*“), „*Lg*“ („*Lieben Gruß*“) oder „*Hdl*“ („*habe dich lieb*“) (Ebd.). Einige Akronyme werden aber auch als Okkasionalismen in eine SMS-Nachricht eingebaut und signalisieren eine Art kreatives Spiel, das den Empfänger vor ein Rätsel stellen soll.⁶² Am häufigsten finden sich im Korpus jedoch so genannte „Ad-hoc-Abkürzungen“ (Schlobinski 2001: 17, Döring 2002a:

⁶² In Neuseeland ist die Verwendung SMS-typischer Ausdrücke und Akronyme sogar schon in Klassenarbeiten zugelassen. Abkürzungen wie „*txt*“ statt „*text*“, willkürliche Groß- und Kleinschreibungen und Zahlen als Buchstabenersatz können in Schularbeiten benutzt werden, ohne dafür einen Fehler angerechnet zu bekommen (vgl. Spiegel Online, 11.11.2006). Dahinter steckt der didaktische Grundgedanke, dass es in vielen Schulfächern hauptsächlich auf den Inhalt ankommt und nicht auf die Form. Lediglich im Fach Englisch, d.h. in der Muttersprache, werden Abkürzungen als falsch benotet. Es wird also auch weiterhin nicht möglich sein, Shakespeare mit dem Satz „*2b or nt 2b, thts da qstn*“ zu zitieren.

106), die spontan und innovativ im Schreibfluss produziert werden oder aber deren Zeichenanzahl erst nach Fertigstellung der Gesamtbotschaft reduziert wurde, wenn diese das Limit von 160 Zeichen überschritten hatte: *„Moin, hab noch geschl., also nich geantw.Habe gearb im estrel.War total doof..Kann alles nur noch besser werden. Euch wünsche i. auch alles erdenklich gute ;-)“* (eigenes Korpus). Am häufigsten treten Kürzungen bei Funktionswörtern, die semantisch entlastet sind, und bei Namen auf. Die SMS-Produzenten verlassen sich dabei darauf, dass der Wortbeginn durch die Satzsemantik vom Empfänger kognitiv vervollständigt werden kann. Da zunehmend auch auf Abkürzungspunkte, die ein zusätzliches Zeichen bedeuten würden, verzichtet wird, bekommen Abkürzungen einen wortähnlichen Charakter. Generell ist aber festzustellen, dass Einsparungen von Zeichen zuallererst bei Leerräumen und bei der Interpunktion vorgenommen werden, bevor das eigentliche Sprachmaterial reduziert wird. Dürscheid (2002: 108) resümiert treffend, dass trotz der verwendeten Abkürzungen die Sätze nicht zwingend kürzer werden, sondern in der Regel alle zur Verfügung stehenden Zeichen in Anspruch genommen werden. Was sich ändert, ist lediglich die „grafische Gestaltung der Texte“, so Dürscheid (ebd.).

Auf lexikalischer Ebene beobachten Jannis Androusopoulos und Gurly Schmidt (2003: 70) sprachliche Elemente, die eine starke Analogie zur Chatsprache aufweisen. So sei der Duktus der Äußerungen prinzipiell umgangssprachlich und teilweise auch jugendsprachlich. Dieser Aussage kann hier nicht zugestimmt werden, da sie suggeriert, dass es eine medienspezifische Sprachform gibt, die vom Sprachverhalten der Nutzer losgelöst betrachtet werden kann. Da eine durchaus große Anzahl der hier untersuchten Textnachrichten weitestgehend in der Standardsprache verfasst wurde, empfiehlt es sich, den Sprachduktus von SMS-Nachrichten eher nach der gruppenspezifischen Ausrichtung zu exemplifizieren. Zwar verwenden hauptsächlich jüngere Gruppen von SMS-Schreibern umgangssprachliche Ausdrücke, Interjektionen oder eine emulierte Prosodie, um sich als modern und innovativ zu stilisieren, doch kommt der Sprachverwendung hier auch eine identitätsbildende und identifizierende Funktion zu, die je nach Gruppeneinbindung des SMS-Schreibers unterschiedlich genutzt wird. Bei der Analyse der SMS-Kommunikation ist also nicht nur der Einfluss der technisch-medialen Rahmenbedingungen zu betrachten, sondern vor allem die interpersonale Beziehung der Kommunikationsteilnehmer und ihre je nach dem Grad der Informalität des Kommunikationsanlasses unterschiedlich stark ausgeprägte Orientierung an der gesprochenen Sprache.

Aufgrund der Parameter Privatheit, Vertrautheit, Dialogizität und Spontaneität, die gleichsam den Kommunikationsrahmen der hier untersuchten Textnachrichten bilden, stimmt die SMS-Nutzung mit den Kriterien, die nach Koch-Oesterreicher (1994) konstitutiv für sprachliche Sphären kommunikativer Nähe sind, prinzipiell überein. Dennoch sollte trotz der tendenziellen Verortung der SMS-Kommunikation am Mündlichkeitspol ein simpler Form-Funktions-Parallelismus bei der Analyse des Sprachmaterials vermieden werden. Zu vielgestaltig, kreativ und gruppendynamisch erweist sich die tatsächliche Kommunikationspraxis mittels SMS, als dass hier von einer invarianten, linguistisch eindeutig analysierbaren Größe im Kontext von Mündlichkeit und Schriftlichkeit ausgegangen werden kann.

8 Zusammenfassung der Untersuchungsergebnisse

Die vorliegende Untersuchung hat gezeigt, dass mit der zunehmenden Konvergenz von Kommunikationsmedien gegenwärtig eine Ausdifferenzierung von Kommunikationsformen im Spannungsfeld von Mündlichkeit und Schriftlichkeit zu konstatieren ist. Die Etablierung neuer Textstrukturen und -muster im Bereich der neuen digitalen Medien hat zur Nivellierung einer langen hermeneutischen Tradition, in der klassische schriftliche Texte stets einer Vorstellung der Ganzheit verpflichtet waren, geführt. Viele der hier zitierten Autoren (z.B. Schlobinski et. al. 2001, Schmitz 2004) befürchten, die Schriftsprache würde zunehmend in den Sog eines beschleunigten Sprachwandels geraten und zu Fragmentierung, Kurzlebigkeit und Ad-hoc-Bildungen tendieren. Ein Blick in die Mediengeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts hat jedoch verdeutlicht, dass das beharrliche Festhalten am Bewährten zunächst immer mit den Möglichkeiten des Neuen kollidiert. Das Potential jeder neuen Kommunikationsform liegt letztlich darin, den Kommunikationsradius einer Gesellschaft zu erweitern und – wie dies bei den neuen digitalen Medien erstmals der Fall ist – auch die Kommunikationsfrequenz erheblich zu steigern. Noch nie standen so viele mediale Möglichkeiten zur Verfügung, mit anderen Personen in Kontakt zu treten bzw. diesen fortzusetzen. Die Untersuchung hat gezeigt, dass ein Großteil der befragten Personen mehrmals täglich mit teilweise mehreren Kommunikationspartnern schriftlich über E-Mail oder SMS in Kontakt tritt. Dies entspricht einer Quote, die mit den schriftlichen Kommunikationsformen Telegramm und Brief zuvor nicht erreicht wurde. Die Ausweitung und Ausdifferenzierung der Kommunikationsformen impliziert zugleich eine Entwicklung von der Homogenität zur Heterogenität von Textsorten und sprachlichen Mustern. Vor allem in der computervermittelten Kommunikation konstituiert sich gegenwärtig ein Varietätenraum, der durch zahlreiche Parameter wie Herkunft, Geschlecht, Alter, Bildungsniveau und Stellung der Kommunikationspartner zueinander gekennzeichnet ist und dessen Sprachmaterial sich entsprechend mannigfaltig präsentiert. Um eine integrative linguistische Analyse der Sprachverwendung in modernen Medien zu leisten, ist es deshalb notwendig, den soziokulturellen Rahmen der Kommunikation zu berücksichtigen, insbesondere das Profil der Kommunikationsteilnehmer und ihre gemeinsame kommunikative Geschichte. Nur dann wird deutlich, dass die Medien selbst keine sprachlichen Neuerungen hervorbringen, sondern dass es vielmehr die Akteure sind, die mittels medialer Praktiken sprachliche Innovationen multiplizieren, verstärken und teilweise auch beschleunigen. Die situative Orientiertheit des Schreibens und die Gruppendynamik der Kommunizierenden

sind letztlich von größerer Relevanz als die Mediengebundenheit, so lautet das Zwischenfazit dieser Arbeit.

Dennoch galt es in den vorausgehenden Kapiteln, eine mögliche Korrelation zwischen den Beschleunigungseffekten der Medien und auffälligen sprachlichen Veränderungen innerhalb der Kommunikationsformen systematisch herauszuarbeiten. Hier konnte festgestellt werden, dass der Beschleunigungsschub der Kommunikation immer dann zunimmt, wenn auch der Grad der Interaktivität und Synchronität ansteigt und vice versa. So handelt es sich bei dem Telegramm und dem Brief um hochgradig asynchrone Kommunikationsformen, die aufgrund der Komplexität und Langwierigkeit der Nachrichtenübertragung eine dialogische Kommunikationsdynamik erschweren. Die Erwartungen und Assoziationen, mit denen die Kommunizierenden an diese beiden Kommunikationsformen herantreten, entsprechen deshalb auch eher der normierten Standardsprache und der konzeptionellen Schriftlichkeit. Dagegen hat sich bei den digitalen schriftlichen Kommunikationsformen wie E-Mail, Chat und SMS das Moment der Nachrichtenübertragung auf ein zeitliches Minimum reduziert, so dass die Kommunikationsteilnehmer hier einem verstärkten Druck ausgesetzt sind, unmittelbar zu antworten. Die in der Untersuchung genannten Beispiele demonstrieren, dass mit der zunehmenden Synchronität der Kommunikation und der zeitlichen Aufeinanderfolge der Interaktionsbeiträge der Grad der Dialogizität und der konzeptionellen Mündlichkeit ansteigt. Die Verwendung umgangssprachlicher Ausdrücke und die Inszenierung einer gewissen sprachlichen „Laxheit“ suggerieren dabei nicht nur Nähe und Vertrautheit, sondern etablieren auch eine Pseudo-Mündlichkeit, die gleichsam Schnelligkeit in den Text hineinprojiziert.

Die Analyse hat aber auch gezeigt, dass die Kommunikationsformen Brief, E-Mail, Chat und SMS prinzipiell für alle sprachlichen Stile gleichermaßen offen sind.⁶³ Die unterschiedlichen Ausprägungen medialen Sprachgebrauchs, die in den dargelegten Beispielen zutage treten, bieten ein reichhaltiges Anschauungsmaterial gegen die These einer einheitlichen Mediensprache. Sinnvolle Sprachkritik sollte daher von reduktionistischen Verallgemeinerungen wie „der“ Internetsprache absehen und stattdessen an einzelnen Fällen erarbeitet und empirisch belegt werden.

Unter allen hier diskutierten Kommunikationsformen weist die E-Mail das weiteste Spektrum an Ausdrucksformen zwischen Formalität und Informalität sowie zwischen Schriftlichkeit und Mündlichkeit auf. Auch die Länge eines E-Mail-Textes kann vom Telegrammstil bis zu einem umfassenden Briefformat variieren. Aufgrund der Polyfunktionalität

⁶³ Aufgrund des halböffentlichen Charakters trifft diese Eigenschaft bei Telegrammen nicht zu.

der E-Mail lässt sich eine widerspruchsfreie Darstellung struktureller Merkmale hier nicht erhellend zur Anwendung bringen. Für Krause (2000: 151f.) besteht demzufolge auch keine Notwendigkeit, die E-Mail als eine neue Textsorte zu werten:

„Obwohl E-Mails offensichtlich eine von nichtelektronischen Briefen zu unterscheidende Textkategorie sind, deckt sich die elektronische Form in ihren textsortenprägenden funktionalen und propositionalen [...] Merkmalen im ganzen sowie in den situativen Merkmalen teilweise mit der nichtelektronischen Form.“

Grafostilistische Mittel und sprechsprachliche Elemente, die oft als genuine Eigenschaften der E-Mail-Kommunikation herausgehoben werden, finden sich ebenso in privater Briefpost (vgl. Schlobinski/Siever 2000: 56). Dass die Internet- und SMS-Kommunikation dennoch stark von umgangs- und jugendsprachlichen Merkmalen gekennzeichnet ist, kann darauf zurückgeführt werden, dass die jeweils jüngste Generation in Bezug auf neue Kommunikationstechnologien über eine höhere Medienkompetenz verfügt als ältere Generationen. Das kommunikative Kooperationsprinzip, das auch in jeder internetbasierten Interaktion virulent wird, sorgt für eine fortwährende Assimilation sprachlicher Veränderung durch einzelne Kommunikationspartner, wodurch es kulminativ zu einem makroanalytisch feststellbaren Sprachwandelphänomen kommen kann. Dieses gestaltet sich nach dem für Sprachwandelklärungen zentralen Konzept der „invisible hand“: Neue Formbildungen werden nicht von einem identifizierbaren Sprachnutzer getragen, sondern sie ergeben sich als sekundäre Effekte aus dem gemeinsamen Ziel, unter den vorhandenen medialen Bedingungen einen optimale Verständigung zu erzielen. Die Verwendung von sprachlichen Mitteln wie Kleinschreibung oder Abkürzungen, die gerade in der Chat-Kommunikation perfektioniert wird, stellt zwar auf den ersten Blick eine strukturelle Vereinfachung dar,⁶⁴ sie ist aber hauptsächlich als eine Markierung von Informalität zu deuten. D.h., diese sprachlichen Strategien sind keinesfalls defizitär, sondern „im Nähebereich voll funktionsfähig“ (Koch/Oesterreicher 1994: 591). In der Terminologie Goffmans (1980) handelt es sich bei den beobachtbaren Sprachveränderungen um Modulationen des primären Rahmens, d.h. um Transformationen der Standardsprache. Diese bilden die Kommunikation zwar auf einer anderen sprachlichen Ebene ab, das intersubjektive Verständnis der Kommunikationsteilnehmer ist aber trotzdem nicht gefährdet, da sich diese durch die Festlegung auf ein sprachliches Register gegenseitig zu erkennen geben, wie die sprachlichen Äußerungen zu deuten sind. Der primäre Rahmen, die Standardsprache, leistet dann nur noch eine Orien-

⁶⁴ Hier wird oft die so genannte Pidginsprache als Vergleichsfolie herangezogen (vgl. Schreiber 2006).

tierungsfunktion.⁶⁵ Mit Blick auf Chomskys Generative Grammatik lässt sich behaupten, dass jeder Sprachbenutzer über eine kommunikative Kompetenz verfügt, die ihn befähigt, medienspezifische Formen und Regeln je nach Situation performativ richtig anzuwenden.

Neben der Analyse des E-Mail- und SMS-Nutzungsverhalten operationalisierte der vorliegende Fragebogen in einem dritten Schritt die für die Kontextualisierung dieser Arbeit relevante Frage, ob das Schnelligkeitsmoment gegenwärtiger Zeiterfahrungen ein reales Phänomen oder vielmehr ein Wahrnehmungsprodukt der Gesellschaftsmitglieder ist. Es gibt bisher kaum Erhebungen, die den Nexus von Mediennutzung und Zeitgefühl darstellen. Lediglich der Mediensoziologe Wilke (1992) hat sich dieses Zusammenhangs angenommen und eine Mediennutzungsanalyse durchgeführt, die gesellschaftliche Zeitnormen und das individuelle Zeitgefühl in medialen Praktiken untersucht.⁶⁶ Dieser methodische Ansatz wurde hier aufgegriffen, da er eine eindeutige quantitative und qualitative Bestimmung des gesellschaftlichen Geschwindigkeitsempfindens ermöglicht (vgl. Anhang). So gaben die 31 Befragten im Durchschnitt an, dass sich die heutige Gesellschaft mit dem Geschwindigkeitswert 5, der dem Attribut „schnell“ entspricht, verändere (siehe Skala von 1 bis 7). Den gleichen Durchschnittswert ergab die Frage nach der Geschwindigkeit eines gewöhnlichen Tages der befragten Personen. Um fruchtbare Erkenntnisse aus dieser Analyse zu ziehen, wäre es aber notwendig, ihr eine vergleichende, länger zurück liegende Untersuchung gegenüberzustellen. Da dies im Rahmen dieser Arbeit nicht geleistet werden kann, ist es nicht möglich, valide Aussagen über ein zunehmendes Geschwindigkeitsempfinden der Gesellschaftsmitglieder zu formulieren. Es ist dennoch davon auszugehen, dass eine vor etwa drei Jahrzehnten durchgeführte analoge Befragung ähnliche Werte hervorgebracht hätte, da die kulturelle Aneignung neuer medialer Innovationen der technischen Entwicklung immer hinterherhinkt. Allgemein kann festgestellt werden, dass von den hier befragten Personen die jüngeren ein geringeres Beschleunigungsempfinden zeigen als die älteren. Zu dieser Einsicht kommt auch Wilke (1992), der beobachtet, dass mit zunehmendem Alter der Eindruck der Beschleunigung der sozialen Zeit wächst.

Die Teilnehmer der hier durchgeführten Untersuchung wurden außerdem nach der Dauer ihrer täglichen schriftlichen Korrespondenzen gefragt. Die Auswertung der Fragebögen ergab einen Wert von durchschnittlich 30 Minuten. Um diesen Wert kontextualisierend

⁶⁵ Tritt allerdings eine „Fehlrahmung“ (ebd.) durch einen Kommunikationsteilnehmer auf, d.h., die Deutungen über die Angemessenheit eines Rahmens divergieren zwischen den Kommunikationspartnern, kann es zu Störungen im Kommunikationsprozess kommen.

⁶⁶ Zur Erhebung der Daten greift Wilke ein Instrumentarium des Instituts für Demoskopie Allensbach auf, das eine Temposkala mit sieben sich in unterschiedlicher Bewegung befindenden Strichmännchen zeigt. Die Figur links steht ganz still, während die Figur rechts den Eindruck erzeugt, sie befinde sich im raschen Lauf. Die fünf Figuren dazwischen stellen ansteigende Stufen der Schnelligkeit der Bewegung dar.

interpretieren zu können, wurden die Befragten zudem gebeten, die Dauer, die die Beantwortung des Fragebogens beansprucht hat, anzugeben. Der hier ermittelte Wert liegt bei durchschnittlich 24 Minuten. 42% der Befragten empfinden die für die Beantwortung des Fragebogens aufgebrauchte Zeit als relativ viel, 25% als relativ wenig, 21% als wenig, 8% als viel und 4% als wenig. Überträgt man diese Beurteilung auf die Dauer der täglichen Korrespondenzen, kann davon ausgegangen werden, dass die Hälfte der Befragten für ihre schriftlichen kommunikativen Aktivitäten in ihrem gewöhnlichen Tagesablauf subjektiv viel Zeit aufbringt. Darin offenbart sich ein kulturelles Paradoxon der modernen Gesellschaft, denn durch den Einsatz neuer Kommunikationsmittel müsste Zeit eigentlich in immer größeren Mengen eingespart werden, für die Gesellschaftsmitglieder verliert sie dennoch nicht den Charakter der Knappheit. Streng analytisch gesehen ist es jedoch so, dass die technische Beschleunigung nicht notwendigerweise auch eine Erhöhung des Lebens tempos bedingt, sie verändert aber die gültigen Zeitmaßstäbe, die gesellschaftlichen Praktiken zugrunde liegen.

Trotz der im empirischen Teil dieser Arbeit vorgenommenen Erläuterung gewisser Tendenzen soll an dieser Stelle nochmals darauf hingewiesen werden, dass die vorliegende Untersuchung lediglich einen ersten Schritt zu einer vergleichenden Analyse diachroner Sprach- und Medienentwicklungen darstellen kann. Viele Beobachtungen, die im Rahmen dieser Untersuchung geschildert wurden, bedürfen einer Absicherung durch weitere korpusgestützte Analysen. Gleichwohl besteht kein Zweifel daran, dass ein anderes Korpus womöglich einige Annahmen und Schlussfolgerungen dieser Untersuchung revidieren würde. Es ist aber zu hoffen, dass die vorliegende Arbeit zumindest eine Vorstellung davon vermittelt, was eine vergleichende diachron ausgerichtete Sprachanalyse leisten kann.

9 Neuetablierung vs. Umstrukturierung – neue Medien als zentrale Kommunikationspraktiken

Summiert man die zahlreichen Einzelkritiken und Ängste, die im Laufe der Mediengeschichte mit dem Auftauchen neuartiger Medien geäußert wurden, bietet sich das Bild einer verunsicherten Gesellschaft, die in jedem neuen Medium eine Bedrohung des sozialen und materiellen Status quo sieht. So ist gegenwärtig zu beobachten, dass Kritiker in der zunehmenden Nutzung von computervermittelten Kommunikationsformen eine Verlagerung von der Qualität zur Quantität diagnostizieren. In der Tat wird durch die neuen Medien heute so viel geschrieben wie nie zuvor. Doch geht die Steigerung der Kommunikationsvarianten und -frequenzen nicht zwangsläufig mit einer defizitären Sprachentwicklung einher. Die Analyse hat gezeigt, dass gerade neuartige Kommunikationsformen wie E-Mail, Chat und SMS progressive und kreative Sprachverwendungsweisen zutage treten lassen, die nur dann als normabweichend gelten, wenn man sie in Relation zur konventionalisierten Schriftsprache setzt. Ein Blick in die Sprachgeschichte schriftlicher Kommunikationspraktiken zeigt aber auch, dass viele Sprachphänomene, die mit dem Etikett „neu“ versehen werden, gar nicht so neu sind. Die Berücksichtigung dieses Faktums wirft die Frage auf, ob die neuen Kommunikationsformen und deren Nutzungsbedingungen tatsächlich zu neuen Kommunikationspraktiken geführt haben oder ob es sich dabei nicht vielmehr um einen invarianten Schriftlichkeitsmodus handelt, der mit dem Aufkommen neuer Medien jeweils nur funktional umstrukturiert wird. Um hier zu differenzierten Antworten zu gelangen, ist es notwendig zu hinterfragen, welche medialen Ressourcen in welcher Art, zu welchem Zweck und unter welchen Bedingungen zur Kommunikation genutzt werden.

Das Telegramm konnte sich jahrzehntelang als präferiertes Medium zur schnellen Informationsmitteilung behaupten. Sein halböffentlicher Charakter und die erheblichen Kosten sind jedoch – verglichen mit dem Brief – Gründe dafür, dass sich das Telegramm in der sozialen Praxis nicht zu einem dialogischen Medium im Bereich privater und intimer Kommunikation entwickeln konnte. Schmitz (2002: 39) sieht das Telegramm deshalb in „hochgradig spezialisierte Nischenbereiche abgedrängt“. Trotz der medial erwachsenen Konkurrenz durch E-Mail und SMS wirbt die Deutsche Post dennoch mit der Einzigartigkeit eines Telegramms und appelliert an die Verbraucher: „Weil das Telegramm alles andere als alltäglich ist, bleiben Sie als Absender in bester Erinnerung.“ (www.deutschepost.de) Stock (2001: 3) stellt die Politik der Deutschen Post, die das Telegramm zu einem besonderen Kommunikationsmedium heraushebt, ironisierend infrage, wenn er schreibt: „Warum für

ein paar Groschen ein Fax oder eine SMS schicken, wenn es für 30 Mark auch ein Telegramm sein kann.“

Während das Telegramm also im heutigen Kommunikationsalltag keine gewichtige Rolle mehr spielt, werden beim Brief lediglich bestimmte Funktionsbereiche von neuen Medien abgelöst. Generell lässt sich mit Höflich (2003: 55) feststellen, dass der private Brief seinen Zenit überschritten hat. Es ist inzwischen ein Gemeinplatz in der Analyse der Medienkonvergenz, dass die E-Mail dem Brief als primäres Medium der fernschriftlichen Kommunikation den Rang abgelaufen hat. „Ein historisch-systematischer Funktionswandel der Briefkultur [ist] insgesamt unverkennbar“, schlussfolgert auch Meier (2002: 68). Der Wandel ist aber ebenso quantitativer Art. Höflichs (2003) Untersuchung ergab, dass ein Drittel der von ihm Befragten keine und knapp ein weiteres Drittel durchschnittlich weniger als einen Brief im Monat schreibt. Dies sei deutlich weniger als vor der Etablierung der E-Mail-Kommunikation, so Höflichs Erkenntnis. Dennoch verkennen großflächige Übergangsszenarien, die in Verbindung mit der Briefkultur popularisiert werden (z.B. bei Täubrich 1999), das nach wie vor vorhandene Potential der Briefkommunikation. Denn zur Mitteilung von Persönlichem bleibt der Brief ein wichtiges Medium, das noch immer den Status einer lange gewachsenen Selbstverständlichkeit hat, die als etwas Natürliches empfunden wird. Die materialisierte Form eines auf Papier geschriebenen Brieffixes suggeriert sehr viel stärker eine Endgültigkeit und Ernsthaftigkeit als dies bei E-Mail-Kommunikation mittels der computisierten Texteingabe der Fall ist. Gerade weil Briefe in ihrer sinnlichen und materiellen Form seltener geworden sind, haben sie eine noch größere Bedeutung erlangt. Handschriftliche Briefe erhalten also immer mehr die Konnotation des Besonderen und werden vor allem in Hinblick auf Weihnachts- und Geburtstagsgrüße präferiert werden, während E-Mails und SMS im alltagsweltlichen Gebrauch situiert sind und keines wichtigen Anlasses bedürfen.⁶⁷

Im Bereich schriftlicher Kommunikation ist die E-Mail zweifelsohne zum Leitmedium aufgestiegen. Briefe und E-Mails haben zunächst gemein, dass sie über ähnliche Strukturelemente in Hinblick auf Anrede, Textkörper und Grußformel verfügen. Die E-Mail-Kommunikation schließt also formal an den Brief an, und auch funktional ergeben sich Überschneidungen mit der Briefkommunikation. Die E-Mail ist nämlich nicht mehr nur ein Kommunikationsmittel für globalisierende Märkte, sondern sie dient in der gesellschaftlichen Praxis dazu, den jeweiligen sozialen Nahbereich zu erschließen oder Kommunikati-

⁶⁷ Viele Jugendliche erhoffen sich zudem mit dem regelmäßigen Briefeschreiben an Verwandte eine Rückantwort in Form von Geldgeschenken. Die Motive ritualisierter Briefkommunikationen sind also nicht ganz uneigennützig.

onsabbrüche infolge räumlicher Trennung zu vermeiden. Hier deckt die E-Mail funktional inzwischen alles ab, was mit herkömmlicher Briefpost, per Fax oder mit dem Telefon kommuniziert wurde: Mitteilungen, Verabredungen, Einladungen, Glückwünsche, Kontaktpflege, Bestellungen etc. E-Mails werden letztlich für jegliche Kommunikationsinhalte genutzt, die nicht auf eine juristisch festgelegte Schriftform angewiesen sind. Textsortenanalytisch gesehen erscheint die E-Mail daher wie ein Vexierbild, das je nach Nutzungsmotiv eine andere gestalterische Form annimmt. Funktional wird der Vorteil der E-Mail vor allem darin gesehen, dass ihre Botschaft den Adressaten in wenigen Sekunden erreichen kann, aufgrund der Speicherung im elektronischen Postkasten jedoch nicht in dessen persönliches Zeitmanagement eingreift und daher weniger aufdringlich ist als ein Telefonanruf. E-Mails werden also als eine Art Anrufbeantworter genutzt (vgl. Schönenberger 2002: 131).

Der Chat weist von den hier untersuchten Kommunikationsformen mediengeschichtlich sicherlich den höchsten Grad an Neuartigkeit auf, da die Kommunikation hier nahezu synchron erfolgen kann und damit den strukturellen Prinzipien eines Gesprächs sehr nahe kommt. Damit gehen Anforderungen wie Schnelligkeit, Spontaneität, Schlagfertigkeit und die Kenntnis spezifischer Chat-Ausdrücke einher, für die jüngere Internet-Nutzer eine höhere Präferenz aufzeigen als ältere. Während einige Chats ein Forum zur Diskussion bestimmter Themen bereitstellen, wird der Großteil der Chat-Aktivitäten als Kommunikation um der Kommunikation willen betrieben und dient der Unterhaltung und der Überbrückung von Langeweile.

Da die E-Mail-Korrespondenz und das Chatten aber aufgrund der benötigten Technik einen hohen kommunikativen Aufwand erfordern, stellt die SMS die unter Jugendlichen am meisten genutzte Kommunikationsform dar (vgl. Höflich et. al. 2000). In dieser aber auch in anderen Altersgruppen findet die SMS-Kommunikation hauptsächlich im privaten Bereich zwischen Freunden statt, die auch sonst regelmäßig miteinander kommunizieren. Sie ist durch das Bedürfnis nach Gemeinsamkeiten motiviert, dreht sich meist um Alltagsthemen und bietet die Möglichkeit, „virtuell“ (Nowotny 2005: 35) in den Tagesablauf einer nahe stehenden Person eingebunden zu sein. Während für Jugendliche der Beziehungsaspekt der SMS-Kommunikation im Vordergrund steht, nutzen Erwachsene das SMS-Schreiben eher zur Übermittlung kurzer Informationen. Funktional liegt der Vorteil der SMS darin, dass das Schreiben einer SMS das Herstellen und die Pflege persönlicher Kontakte quasi „zwischen durch“ ermöglicht, d.h. an potentiell jedem Ort, zu jeder Zeit und in jeder Situation. Die Chronometrik des Kommunikationsgeschehens gestaltet sich auf diese

Weise neu, denn wer davon ausgeht, dass der andere jederzeit erreichbar ist, der verschickt seine SMS in dem Bewusstsein, dass sie unmittelbar darauf gelesen wird, und der erwartet eine unmittelbare Reaktion darauf. Daneben ist die SMS wie die E-Mail eine diskrete, indirekte Kommunikationsform, mit der emotional überfordernde Face-to-Face-Situation umgangen werden können. Die SMS dient also nicht nur der Überwindung von Entfernung, sondern auch der Vermeidung von Nähe. Für die SMS-Kommunikation ist ferner charakteristisch, dass sie oft Teil eines mit anderen Medien begonnenen bzw. weitergeführten Kommunikationsprozesses ist. Welches Kommunikationsmittel dann jeweils eingesetzt wird, ergibt sich letztlich aus dem Verhältnis zur Zeit. So wird niemand einen Brief schreiben, wenn er die Antwort in fünf Minuten benötigt.

Höflich/Rössler/Steuber (2000) bekräftigen, dass unabhängig davon, welches Kommunikationsmedium untersucht wird, jede kommunikative Aktivität als Indikator für das Ausmaß der Kommunikationsintensität und -frequenz einer Person insgesamt gelten kann. Generell nimmt nach wie vor das Festnetztelefon in der Rangfolge der als wichtig erachteten Medien den ersten Platz ein, gefolgt vom Handy und den Kommunikationsformen Brief und E-Mail (Höflich 2003: 44). Die SMS als Spezialfunktion des Handys wird in Höflichs Studie zwar erst an fünfter Stelle genannt, es ist jedoch anzunehmen, dass die Befragten mit der Nennung des Mediums Handy diese Kommunikationsmöglichkeit bereits implizierten. Die Einschätzung der Wichtigkeit der Kommunikationsmedien, so Höflichs These (ebd.: 45), leitet sich aber eher aus dem Grad der Glaubwürdigkeit des jeweiligen Mediums ab und entspricht damit nicht unbedingt dem tatsächlichen Nutzungsverhalten.

Es kann an dieser Stelle festgehalten werden, dass Veraltung und Novität Strukturmerkmale des Medialen schlechthin sind (vgl. Luhmann 1996: 36). Die populäre Formel für Wandel – „Das Alte geht, das Neue kommt“ – ist in diesem Fall allerdings zu einfach gedacht. Das Alte geht nicht, aber das Neue kommt trotzdem. An dieser Stelle sei auf das so genannte Riepl'sche Gesetz verwiesen, das besagt, dass beim Aufkommen neuer Medien die alten Medien nicht grundsätzlich verschwinden, sondern sich nur neu im Kommunikationsgefüge positionieren. Mit Biere/Holly (1998: 8) lässt sich argumentieren, dass neue Medien die alten von jenen Aufgaben entlasten, die sie nicht optimal lösen konnten. Der neueste Technologietrend in dieser Entwicklungsreihe führt sogar zur originären Schriftlichkeit zurück: Mit dem so genannten „Digi-Pen“ lassen sich Nachrichten handschriftlich verfassen, um sie dann durch eine Funkverbindung mit dem Handy an einen Empfänger zu versenden.

10 Schlussbetrachtung

Die vorliegende Arbeit hat zu zeigen versucht, dass die im 19. und 20. Jahrhundert aufkommenden schriftbasierten Kommunikationsmedien einem zunehmenden Geschwindigkeitsimperativ unterliegen, der sich auf die Sprachverwendung innerhalb bestimmter Kommunikationsformen auswirkt. Es ist die Frage diskutiert worden, ob – unter Berücksichtigung der medialen und kontextuellen Bedingungen der jeweiligen Kommunikationsform – neuartige schriftsprachliche Kommunikationsmuster entstanden sind oder ob es sich dabei nur um veränderte Modalitäten der Schriftlichkeit handelt.

Der erste Teil der Arbeit beleuchtete die Medienevolution als eine Geschichte der Gewöhnung und Anpassung menschlicher Wahrnehmung an erhöhte Transport- und Kommunikationsgeschwindigkeiten. Es ist darauf hingewiesen worden, dass Modernität, Medialität und Beschleunigung sich wechselseitig vorantreibende Phänomene sind, die in ihrer Kulmination zu veränderten raumzeitlichen Gegebenheiten in der alltäglichen Kommunikationspraxis führen. Jeder geschwindigkeitssteigernden Neuerung folgt dabei in der Regel eine populärwissenschaftliche Auseinandersetzung zwischen Optimisten, die die sich eröffnenden Möglichkeiten neuer Medien preisen, und Pessimisten, die vor dem Verlust humaner Werte und den physisch wie psychisch schädlichen Folgen der neuen Technik warnen. Ähnlich kontrovers wird die Debatte um die Sprachverwendung in neuen Medien ausgetragen, wobei gegenwärtig die Internet- und SMS-Kommunikation der Ankerpunkt kulturpessimistischer Verfallsdiagnosen sind. Sicherlich stellt eine kritische Reflexion der strukturellen Veränderungen durch die neuen Medien eine notwendige Voraussetzung dar, um die kommunikativen Bedingungen der Gesellschaft auch weiterhin effizient beschreiben zu können. Die deskriptive Annäherung an sprachliche Merkmale der Kommunikationsformen E-Mail, Chat und SMS im empirischen Teil dieser Arbeit hat aber signalisiert, dass die vorherrschenden Dekadenztheorien auf dem Fehlschluss beruhen, Bewertungskriterien und Erwartungen, die an Schrifttexte gebunden sind, auch an hochgradig dialogische und spontansprachlich konstituierte Kommunikationsformen heranzutragen. Es ist ein Gemeinplatz pragmatisch orientierter Ansätze, dass sich die Sprache nur dann verändert, wenn sie den Kommunikationsbedürfnissen der Menschen nicht mehr genügt. Dabei benutzen die Schreiber neue Sprachformen nicht, um damit bewusst ihre Sprache zu verändern, sondern in dem Maße, in dem sich die zeitlichen Intervalle des Kommunikationsaustausches verkürzen, gestalten sie ihre Kommunikation ökonomisch und effektiv. Der weit verbreiteten Hypothese, medial beschleunigte Kommunikationspraktiken würden zu einem

direkten und proportional beschleunigten Sprachwandel führen, kann hier allerdings nicht zugestimmt werden. Die Analyse hat gezeigt, dass der Sprachwandel in historisch jeweils neuen Medien eher gradueller und zyklischer Art ist und zu einem erheblichen Teil von medienexternen Faktoren beeinflusst wird. So hängt die Wahl der sprachlichen Mittel zwar teilweise von den Bedingungen des Mediums ab, sehr viel stärker aber von den übrigen pragmatischen Bedingungen wie der Grad der Bekanntheit der Kommunikationspartner und der Kommunikationsanlass. Entgegen weitläufiger Annahmen konnte in dieser Arbeit beispielhaft demonstriert werden, dass die Medien keine eigene, ihnen zuordnbare Sprache besitzen. Stattdessen bilden sich in den hier diskutierten Kommunikationsformen unterschiedliche Praktiken des Umgangs mit Sprache heraus. Unter ganz bestimmten Rahmenbedingungen entstehen dabei neue Textsorten, deren Anwendung jedoch noch immer von einem stark experimentellen Charakter geprägt ist. Gleichwohl ist zu bemerken, dass gerade das Internet gegenwärtig als rapider Umschlagplatz für sprachliche Innovationen fungiert, die vor allem deshalb besonders schnell zirkulieren, da es in den digitalen Medien kaum wirksame Kontrollinstanzen gibt. Auf diese Weise beschleunigen die neuen Medien die Sprachgeschichte und multiplizieren dialektale und soziolektale Varietäten.

Es bleibt festzuhalten, dass das ständige Oszillieren zwischen kreativen Innovationen und verständnissichernder Regelbefolgung, das die Dynamik einer Sprachgemeinschaft immer schon prägte, auch für das Sprachverhalten in den neuen digitalen Medien bestimmend ist. Die in kultur- und sprachpolitischen Debatten kritisierten Sprachphänomene, die in den digitalen Kommunikationsmedien als Spuren der Flüchtigkeit wiederholt auftreten, sind letztlich als Erscheinungen auf der Ebene der Performanz zu bewerten, die keine Rückschlüsse auf die sprachliche Kompetenz des Schreibers erlauben. Die Linguistik sollte deshalb auf eine deskriptive Ausrichtung ihrer Disziplin setzen, die die präskriptive Linguistik nicht zwangsläufig ersetzen muss, ihr aber entscheidende Argumente aus der Forschung der Sozio- und Pragmalinguistik entgegensetzen kann.

Eine neu zu erlernende Kommunikationskompetenz erfordert allerdings der Umgang mit den neuen digitalen Medien dann doch: das Abschalten. Denn die heutige Kommunikationskultur gestaltet sich als ein kaum mehr überschaubares Kaleidoskop flüchtiger, kleinteiliger, digitaler, interaktiver und multimedialer Praktiken. Bereits Sartre erkannte in dieser Optionsvielfalt ein existenzphilosophisches Dilemma: Der Mensch erzeugt durch seine Freiheiten den eigentlichen Mangel des Daseins, das er ständig neu zu entwerfen versucht. Aus kommunikationstheoretischer Sicht lässt sich argumentieren: Kommunikation bleibt eine Aufgabe für den Menschen, die umso schwerer wird, je leichter sie fällt.

11 Anhang

Fragebogen: SMS und E-Mail

Lieber Handy- und Internetnutzer,

im Rahmen einer Magisterarbeit zum Sprachverhalten in neuen Kommunikationsmedien bin ich auf Deine Mithilfe angewiesen:

Ich benötige eine Dokumentation Deiner alltäglichen SMS- und E-Mail-Korrespondenzen. Da es sich dabei mitunter sicherlich um sehr private Nachrichten handelt, versichere ich, die Daten diskret zu behandeln. Anrede- und Absenderdaten müssen nicht genannt werden, wohl aber die Anrede als solche (z.B. Hallo XXX, Bis Bald XXX, usw.). Es müssen auch keine intimen Inhalte sein, sondern es geht im weitesten Sinne um Alltagskommunikation.

Bitte fülle den Fragebogen möglichst vollständig aus und sende ihn dann als Word-Datei bis zum **23.12.06** zurück an:

sabinebrachmann@web.de

Unmittelbar nach Eingang der Rückantwort wird die Datei von Deiner E-Mail getrennt gespeichert und fortan anonym behandelt.

Für Deine Mühe bedanke ich mich schon jetzt im Voraus.

Trage hier bitte sechs von Dir gesendete SMS **wortwörtlich** ein. (Sollte es sich um einen Dialog, also um hin- und hergesendete Nachrichten handeln, dann füge hier bitte den gesamten SMS-Dialog ein.) Ganz wichtig: Mögliche Rechtschreib- und Grammatikfehler, Groß- und Kleinschreibung, Abkürzungen, fehlende Leerzeichen etc. müssen **unverändert** aufgeschrieben werden, also genauso wie sie auf Deinem Handy zu lesen sind.

- 1)
- 2)
- 3)
- 4)
- 5)
- 6)

Trage hier bitte sechs an Dich gesendete SMS **wortwörtlich** ein. Bitte gebe bei jeder SMS das ungefähre Alter der Person, von der Du die SMS erhalten hast, an.

- 1)
- 2)
- 3)
- 4)
- 5)
- 6)

Kopiere hier bitte sechs von Dir gesendete E-Mails (Sollte es sich um einen Dialog handeln, so kopiere bitte an dieser Stelle den gesamten Dialog und nicht nur Deine E-Mail). Auch hier ist ganz wichtig: Mögliche Rechtschreib- und Grammatikfehler, Groß- und Kleinschreibung, Abkürzungen, fehlende Leerezeichen etc. müssen **unverändert** übertragen werden, also genauso wie sie auf Deinem Bildschirm zu lesen sind.

- 1)
- 2)
- 3)
- 4)
- 5)
- 6)

Kopiere hier bitte sechs an Dich gesendete E-Mails. Bitte gebe nach jeder E-Mail das Alter des Absenders an.

- 1)
- 2)
- 3)
- 4)
- 5)
- 6)

Zur SMS

1. Wie oft verschickst Du SMS?

- täglich wöchentlich
Wenn täglich, wie viele?

2. Wie oft bekommst Du SMS?

- täglich wöchentlich
Wenn täglich, wie viele?

3. Mit wie vielen Personen schreibst Du Dir regelmäßig SMS? ... Personen

4. Zu welchem Zweck schreibst Du Dir mit diesen Personen SMS-Nachrichten? (Mehrfachantworten möglich)

- Terminabsprachen, Verabredungen Grußbotschaften Kontakt-/Beziehungspflege
 Mitteilung von Informationen Langeweile Person ist telefonisch nicht erreichbar
 SMS billiger als Telefonat SMS unaufdringlicher als Telefonat
-

Zur E-Mail/Internet

1. Wie oft verschickst Du private E-Mails?

- täglich wöchentlich
Wenn täglich, wie viele?

2. Wie oft bekommst Du private E-Mails?

- täglich wöchentlich
Wenn täglich, wie viele?

3. Mit wie vielen Personen schreibst Du Dir regelmäßig private E-Mails? ... Personen

5. Wie wichtig sind Dir folgende Aspekte, wenn Du selbst private E-Mails schreibst?

- Schnelligkeit Verständlichkeit Witzigkeit, Lässigkeit Originelle Ausdrucksweise
 sehr gewählte, anspruchsvolle Ausdrucksweise Seriosität, Ernsthaftigkeit
 grammatisch korrekte Sätze korrekte Rechtschreibung

6. Liest Du Dir das Geschriebene vor dem Abschicken noch einmal durch?

- ja nein abhängig vom Adressaten
Wenn ja, korrigierst Du eventuelle Fehler? ja nein abhängig vom Adressaten

7. Chattest Du?

- ja, regelmäßig ja, gelegentlich nein
Wenn ja, aus welchem Grund? neue Leute kennen lernen Langeweile um mit
Freunden in Kontakt zu bleiben Information/Diskussion bestimmter Themen
-

Abschließend benötige ich noch ein paar Fakten und Einschätzungen von Dir:

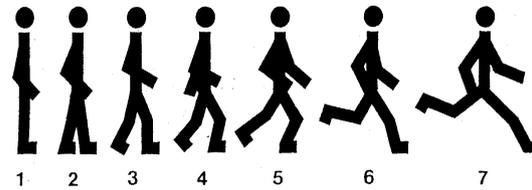
1. Alter: 14-20 Jahre 20-30 Jahre 30-40 Jahre 40-50 Jahre 50 Jahre und älter

2. Geschlecht: weiblich männlich

3. Beruf: Schüler Auszubildender Student Beruf: ...

4. Was denkst Du, mit welcher Geschwindigkeit ändert sich unsere heutige Gesellschaft? (Bitte orientiere Dich an dem unteren Bild.)

Schaubild 1: Temposkala



1= sehr langsam (Stillstand)..... 7= rasant schnell

1 2 3 4 5 6 7

5. Was denkst Du, mit welcher Geschwindigkeit verläuft ein durchschnittlicher Tag bei Dir?

1 2 3 4 5 6 7

4. Wie viele Minuten dauerte in etwa die Bearbeitung dieses Fragebogens? Minuten

5. Wie viel von der Dir am Tag zur Verfügung stehenden freien Zeit hat die Bearbeitung dieses Fragebogens Deiner Meinung nach beansprucht?

sehr wenig Zeit wenig Zeit relativ wenig Zeit relativ viel Zeit viel
Zeit sehr viel Zeit kann ich nicht beurteilen

6. Wie viel von der Dir am Tag zur Verfügung stehenden freien Zeit beanspruchen Deine schriftliche Korrespondenzen (Briefe-, E-Mail- und SMS-Schreiben, Chatten)? Minuten/Stunden

Vielen Dank für Deine Mithilfe ☺

12 Literaturverzeichnis

Monografien und Aufsätze

- Adam, Barbara (2005): *Das Diktat der Uhr. Zeitformen, Zeitkonflikte, Zeitperspektiven.*- Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Aitchison, Jean (1991): *Language change: progress or decay?* 2nd Ed.- Cambridge: Cambridge University Press.
- Aitchison, Jean/Lewis, Diana M. (Hrsg.)(2003): *New Media Language.*- New York: Routledge.
- Androusopoulus, Jannis/Schmidt, Gurly (2003): *SMS-Kommunikation. Ethnographische Gattungsanalyse am Beispiel einer Kleingruppe.* In: Zeitschrift für Angewandte Linguistik, H. 36, S. 49-79.
- ARD-Forschungsdienst (2002): *Nutzung neuer Kommunikationsmedien.* In: Media-Perspektiven 11/2002.- Online abrufbar unter: <http://www.ard-werbung.de/showfile.phtml/fodi.pdf?foid=5838>, S. 1-6. [Abgerufen am 26.12.06]
- Augustinus, Aurelius (1982): *Bekenntnisse.* Eingeleitet und übertragen von Wilhelm Timme.- München: dtv, S. 14.
- Backhaus, Klaus/Bonus, Holger (Hrsg.)(1998): *Die Beschleunigungsfalle oder der Triumph der Schildkröte.* 3. erw. Aufl.- Stuttgart: Schäffer/Poschel.
- Bader, Jennifer (2002): *Mündlichkeit und Schriftlichkeit in der Chat-Kommunikation.* In: Net.Worx. Die Online-Schriftenreihe des Projekts Sprache@web. Nr. 29. Hrsg. von Runkehl, Jens/Schlobinski, Peter/Siever, Torsten.- Online abrufbar unter: <http://www.mediensprache.net/networx/networx-27.pdf>, S. 1-145. [Abgerufen am 03.09.06]
- Bär, Jochen A. (2000): *Deutsch im Jahr 2000. Eine sprachhistorische Standortbestimmung.* In: Eichhoff-Cyrus, Karin/Hoberg, Rudolf (Hrsg.): *Die deutsche Sprache zur Jahrtausendwende. Sprachkultur oder Sprachverfall.* Mannheim: Dudenredaktion, S. 9-34.
- Baron, Naomi S. (1999): *History Lessons: Telegraph, Telephone, and Email as Social Discourse.* In: Naurmann, Bernd (Hrsg.): *Dialogue Analysis and the Mass Media.*- Proceedings of the International Conference, Erlangen, April 2-3, 1998. Tübingen: Niemeyer, S. 1-34.
- Bärwald, Werner (2002): *Vom Rufposten der Perser zum Multimedia Message Service oder Aufschwung, Niedergang und Renaissance der Telegrafie.* Vortrag im Seminar: Verkehr gestern – heute – morgen. Einführung in die Verkehrsgeschichte. Technische Universität Dresden.- Online abrufbar unter: <http://vini25.vkw.tu-dresden.de/vinn/lehre/studiumgenerale/verkehrsgeschichte.pdf>, S. 1-92. [Abgerufen am 29.10.06]
- Bausinger, Hermann (1996): *Die alltägliche Korrespondenz.* In: Beyrer, Klaus/Täubrich, Hans-Christian (Hrsg.): *Der Brief. Eine Kulturgeschichte der schriftlichen Kommunikation.*- Heidelberg: Edition Braus, S. 294-303.
- Beck, Klaus (1994): *Medien und soziale Konstruktion von Zeit. Über die Vermittlung von Gesellschaftlicher Zeitordnung und sozialem Zeitbewußtsein.*- Opladen: Westdt. Verlag.
- Beißwenger, Michael (2000): *Kommunikation in virtuellen Welten. Sprache, Text und Wirklichkeit.*- Stuttgart: ibidem.
- Beißwenger, Michael/Hoffmann, Ludger/Storrer, Angelika (Hrsg.)(2004): *Internetbasierte Kommunikation.*- Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 68.
- Benckiser, Nikolas (1964): *Unsere Sprache und unsere Zeit.* In: Ders. (Hrsg.): *Sprache – Spiegel der Zeit.*- Frankfurt a.M.: Societäts-Verlag, S. 9-13.
- Beutner, Yvonne (2003): *E-Mail-Kommunikation. Eine Analyse.*- Stuttgart: ibidem.

- Biere, Bernd Ulrich/Holly, Werner (1998): *Zur Einführung: Medien im Wandel. Neues in alten, Altes in neuen Medien*. In: Dies. (Hrsg.): *Medien im Wandel*.- Opladen/Wiesbaden: Westdt. Verlag, S. 7-11.
- Bittner, Johannes (2003): *Digitalität, Sprache, Kommunikation. Eine Untersuchung zur Medialität von digitalen Kommunikationsformen und Textsorten und deren varietätenlinguistischer Modellierung*.- Berlin: Schmidt.
- Bolz, Norbert (2000): *Schonung der Differenzen*. In: Hoffmann, Hilmar (Hrsg.): *Deutsch global. Neue Medien – Herausforderungen für die Deutsche Sprache?*- Köln: DuMont, S. 27-62.
- Borscheid, Peter (2004): *Das Tempo-Virus. Eine Kulturgeschichte der Beschleunigung*.- Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Braun, Peter (1993): *Tendenzen der deutschen Gegenwartssprache. Sprachvarietäten*.- Stuttgart: Kohlhammer.
- Bühler, Karl (1965): *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. 2. Aufl.- Stuttgart: Fischer.
- Burckhardt, Martin (1994): *Metamorphosen von Raum und Zeit. Eine Geschichte der Wahrnehmung*.- Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Busch, Wilhelm (1877): *Julchen*.- Heidelberg: Bassermann.
- Cherubim, Dieter (1975): *Einleitung*. In: Ders. (Hrsg.): *Sprachwandel. Reader zur diachronischen Sprachwissenschaft*.- Berlin/New York: de Gruyter., S. 1-61.
- Cieszkowski, Marek/Szczepaniak, Monika (Hrsg.) (2003): *Texte im Wandel der Zeit*. Danziger Beiträge zur Germanistik. Bd. 10.- Frankfurt a.M. u.a.: Lang.
- Coy, Wolfgang (2000): *Digitale Kultur – Von alten und von neuen Medien*.- Online abrufbar unter: http://waste.informatik.hu-berlin.de/~coy/Papers/Coy_Ulm_000225.pdf, S. 1-7. [Abgerufen am 16.10.06]
- Crystal, David (2001): *Language and the Internet*.- Cambridge: Cambridge University Press.
- Dauses, August (1993): *Prognosen sprachlichen Wandels. Möglichkeiten und Grenzen der erklärenden Philologie*.- Stuttgart: Steiner.
- Dittmann, Miguel (2001): *Sprachverwendung im Internet. Untersuchungen zu Sprache und Nutzung des Internet Relay Chat (IRC) in Deutschland und Frankreich*.- Sarlat: Edition Indoles.
- Döring, Nicola (2002a): „*Kurzm. wird gesendet*“. *Abkürzungen und Akronyme in der SMS-Kommunikation*. In: *Muttersprache* 112, S. 97-114.
- Döring, Nicola (2002b): „*1xBrot, Wurst, 5Sack Äpfel I.L.D.*“ – *Kommunikative Funktionen von Kurzmitteilungen (SMS)*. In: *Zeitschrift für Medienpsychologie* 14.3, S. 118-128.
- Duden-Grammatik (1995): *Grammatik der deutschen Gegenwartssprache*. Hrsg. und bearb. von Günther Drosdowski in Zusammenarbeit mit Peter Eisenberg. 5., völlig neu bearb. und erw. Aufl.- Mannheim: Dudenverlag.
- Dürscheid, Christa (2000): *Rechtschreibung in elektronischen Texten*. In: *Muttersprache Deutsch*. Heft 110/2000, S. 52-62.
- Dürscheid, Christa (2002): *E-Mail und SMS – ein Vergleich*. In: Ziegler, Arne/Dies. (Hrsg.): *Kommunikationsform E-Mail*.- Tübingen: Stauffenburg, S. 93-114.
- Dürscheid, Christa (2002): *SMS-Schreiben als Gegenstand der Sprachreflexion*. In: *Net.Worx. Die Online-Schriftenreihe des Projekts Sprache@web*. Nr. 28. Hrsg. von Runkehl, Jens/Schlobinski, Peter/Siever, Torssten.- Online abrufbar unter: <http://www.mediensprache.net/networx/networx-28.pdf>, S. 1-26. [Abgerufen am 04.09.06]

- Dürscheid, Christa (2003): *Medienkommunikation im Kontinuum von Mündlichkeit und Schriftlichkeit. Theoretische und empirische Probleme*. In: Zeitschrift für Angewandte Linguistik. Heft 38, S. 37-56.
- Dürscheid, Christa (2004): *Netzsprache – ein neuer Mythos*. In: Beißwenger, Michael/Hoffmann, Ludger/Storrer, Angelika (Hrsg.): *Internetbasierte Kommunikation.- Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie* 68, S. 141-157.
- Dürscheid, Christa (2005): *E-Mail – verändert sie das Schreiben?* In: Siever, Torsten/Schlobinski, Peter/Runkehl, Jens (Hrsg.): *Websprache.net. Sprache und Kommunikation im Internet.- Berlin/New York: de Gruyter*, S. 85-97.
- Ebrecht, Angelika (1990): *Brieftheoretische Perspektiven von 1850 bis ins 20. Jahrhundert*. In: Dies. (Hrsg.): *Brieftheorie des 18. Jahrhunderts. Texte, Kommentare, Essays.- Stuttgart: Metzler*, S. 239-256.
- Eichhoff-Cyrus, Karin M. (2000): *Vom Briefsteller zur Nettikette: Textsorten gestern und heute*. In: Dies./Hoberg, Rudolf (Hrsg.): *Die deutsche Sprache zur Jahrtausendwende. Sprachkultur oder Sprachverfall.- Mannheim: Dudenredaktion*, S. 53-62.
- Elspaß, Stephan (2002): *Alter Wein und neue Schläuche? Briefe an der Wende zum 20. Jahrhundert und Texte der neuen Medien – ein Vergleich*. In: Schmitz, Ulrich/Wyss, Eva Lia (Hrsg.): *Briefkultur im 20. Jahrhundert.- Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie* 64, S. 7-31.
- Eriksen, Thomas H. (2001): *Tyranny of the Moment. Fast and Slow Time in the Information Age.- London/Sterling: Pluto Press*.
- Ermert, Karl (1979): *Briefsorten. Untersuchungen zu Theorie und Empirie der Textklassifikation.- Tübingen: Niemeyer*.
- Felder, Ekkehard (2002): „*Der Zwang zur Zwanglosigkeit!*“ – *Stilistischer Spagat zwischen Konventionalität und Originalität in E-Mails*. In: Ziegler, Arne/Dürscheid, Christa (Hrsg.): *Kommunikationsform E-Mail.- Tübingen: Stauffenburg*, S. 167-185.
- Fix, Ulla (2000): *Wie wir mit Textsorten umgehen und sie ändern – die Textsorte als ordnender Zugriff auf die Welt*. In: *Der Deutschunterricht*. Heft 3/2000, S. 54-65.
- Fraser, Julius Thomas (1988): *Die Zeit: vertraut und fremd.- Basel: Birkhäuser*.
- Freyermuth, Gundolf S. (2002): *Kommunikette 2.0. E-Mail, Handy & Co. richtig einsetzen.- Hannover: Heise*.
- Fritz, Gerd/Jucker, Andreas (2001): *Einleitung*. In: Dies. (Hrsg.): *Kommunikationsformen im Wandel der Zeit. Vom mittelalterlichen Heldenepos zum elektronischen Hypertext.- Tübingen: Niemeyer*, S. 1-5.
- Fülgraff, Georges (1998): *Entschleunigung*. In: Backhaus, Klaus/Bonus, Holger (Hrsg.): *Die Beschleunigungsfalle oder der Triumph der Schildkröte*. 3. Aufl.- Stuttgart: Schäffer-Poeschel, S. 57-74.
- Garhammer, Manfred (1999): *Wie Europäer ihre Zeit nutzen. Zeitstrukturen und Zeitkulturen im Zeichen der Globalisierung.- Berlin: Edition Sigma*.
- Gehlen, Arnold (1957): *Die Seele im technischen Zeitalter. Sozialpsychologische Probleme in der industriellen Gesellschaft.- Reinbek bei Hamburg: Rowohlt*.
- Geißler, Karlheinz A. (1997): *Zeit leben. Vom Hasten und Rasten, Arbeiten und Lernen, Leben und Sterben*. 6. Aufl.- Weinheim: Beltz.
- Geißler, Karlheinz A./Adam, Barbara (1998): *Alles zu jeder Zeit und überall. Die Nonstop-Gesellschaft und ihr Preis*. In: Dies./Held, Martin. (Hrsg.): *Die Nonstop-Gesellschaft und ihr Preis. Vom Zeitmißbrauch zur Zeitkultur.- Stuttgart: Hirzel*, S. 11-29.
- Geißler, Karlheinz A. (1999): *Alles immer überall und sofort. Zur Sozialökologie der Zeit in der Mediengesellschaft*. In: Schneider, Manuel/Ders. (Hrsg.): *Flimmernde Zeiten. Vom Tempo der Medien.- Stuttgart/Leipzig: Hirzel*, S. 19-29.

- Gendolla, Peter (1989): *Punktzeit. Zur Zeiterfahrung der Informationsgesellschaft*. In: Wendorff, Rudolf (Hrsg.): *Im Netz der Zeit. Menschliches Zeiterleben interdisziplinär*.- Stuttgart: Wiss. Verlagsgesellschaft, S. 128-139.
- Giese, Heinz W./Januschek, Franz (1990): *Das Sprechen, das Schreiben und die Eingabe. Spekulationen über Entwicklungstendenzen von Kommunikationskultur*. In: Weingarten, Rüdiger (Hrsg.): *Informationen ohne Kommunikation? Die Loslösung der Sprache vom Sprecher*.- Frankfurt a.M.: Fischer, S. 54-74.
- Giesecke, Michael (1992): *Sinnenwandel, Sprachwandel, Kulturwandel. Studien zur Vorgeschichte der Informationsgesellschaft*.- Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Gleick, James (1999): *Faster. The Acceleration of Just About Everything*.- New York: Pantheon Books.
- Glotz, Peter (1998): *Kritik der Entschleunigung*. In: Backhaus, Klaus/Bonus, Holger (Hrsg.): *Die Beschleunigungsfalle oder der Triumph der Schildkröte*. 3. Aufl.- Stuttgart: Schäffer-Poeschel, S. 75-89.
- Glotz, Peter (1999): *Die beschleunigte Gesellschaft. Kulturkämpfe im digitalen Kapitalismus*.- München: Kindler.
- Glück, Helmut/Sauer, W. (1996): *Gegenwartsdeutsch*.- Stuttgart: Metzler.
- Goffman, Erving (1980): *Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen*.- Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Goffman, Erving (1986): *Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation*.- Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Große, Rudolf (1990): *Zur Problematik der Generationen im Prozeß des Sprachwandels*. In: *Proceedings of the Fourteenth International Congress of Linguistics, Berlin/GDR, August 10 – August 15, 1987*. Hrsg. von Werner Bahner, Joachim Schildt und Dieter Viehweger.- Berlin: Akademie, Bd. 2, S. 1372-1374.
- Großklaus, Götz (1994): *Medien-Zeit*. In: Zimmerli, Walther Ch./Sandbothe, Mike (Hrsg.): *Zeit – Medien – Wahrnehmung*.- Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft, S. 36-59.
- Großklaus, Götz (1997): *Medien-Zeit, Medien-Raum. Zum Wandel der raumzeitlichen Wahrnehmung in der Moderne*. 2. Aufl.- Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Guggenheimer, Bernd (1999): *Irgendwo im Nirgendwo. Von der Raum- zur Zeitordnung*. In: Schneider, Manuel/Geißler, Karlheinz A. (Hrsg.): *Flimmernde Zeiten. Vom Tempo der Medien*.- Stuttgart/Leipzig: Hirzel, S. 47-58.
- Günther, Ulla/Wyss, Eva Lia (1996): *E-Mail-Briefe – eine neue Textsorte zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit*. In: Hess-Lüttich, Ernest W.B./Holly, Werner/Püschel, Ulrich (Hrsg.): *Textstrukturen im Medienwandel*.- Frankfurt a.M.: Lang, S. 61-86.
- Haase, Martin et. al. (1997): *Internetkommunikation und Sprachwandel*. In: Weingarten, Rüdiger (Hrsg.): *Sprachwandel durch Computer*.- Opladen: Westdt. Verlag, S. 51-85.
- Häcki-Buhofer, Annelies (2000): *Mediale Voraussetzungen: Bedingungen von Schriftlichkeit allgemein*. In: Brinker, Klaus et. al. (Hrsg.): *Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*. 1. Bd.- Berlin/New York: de Gruyter, S. 251-261.
- Handler, Peter (1995): *Stilistik auf dem Daten-Highway. Überlegungen zum stilwissenschaftlichen Umgang mit neuen Medien*. In: Jakobs, Eva-Maria/Knorr, Dagmar/Molitor-Lübbert, Sylvie (Hrsg.): *Wissenschaftliche Textproduktion. Mit und ohne Computer*.- Frankfurt a.M. u.a.: Lang, S. 129-147.
- Hannemann, Stephan (2000): *Die Gladiatoren unserer Zeit. Individuum, Staat und Gesellschaft im Rausch der Geschwindigkeit*.- Berlin: Frieling.
- Harper, Richard/Gosset, Phil (2005): *Die moralische Ordnung elektronischer Kurzmitteilungen*. In: Höflich, Joachim R./Gebhardt, Julian (Hrsg.): *Mobile Kommunikation – Perspektiven und Forschungsfelder*.- Frankfurt a.M.: Lang, S. 199-222.

Hartig, Matthias (1981): *Sprache und sozialer Wandel*.- Stuttgart u.a.: Kohlhammer.

Hein, Bernd (2000): *Ankomme, Freitag, den 13.*- Online abrufbar unter:
<http://www.freitag.de/2000/45/00451901.htm> [Abgerufen am 02.12.06]

Heinemann, Wolfgang/Viehweiger, Dieter (1991): *Textlinguistik. Eine Einführung*.- Tübingen: Niemeyer.

Henne, Helmut (1986): *Jugend und ihre Sprache*.- Berlin/New York: de Gruyter.

Hess-Lüttich, Ernest W.B. (1997): *E-Epistolographie. Briefkultur im Medienwandel*. In: Hepp, Andreas/Winter, Rainer (Hrsg.): *Kultur – Medien – Macht. Cultural Studies und Medienanalyse*.- Opladen: Westdt. Verlag, S. 273-294.

Hess-Lüttich, Ernest W.B./Holly, Werner/Püschel, Ulrich (Hrsg.)(1996): *Textstrukturen im Medienwandel*.- Frankfurt a.M.: Lang.

Hoffmannová, Jana/Müllerová, Olga (1999): *Ein Privatbrief auf E-Mail: immer noch ein Brief oder eher eine Plauderei?* In: Naumann, Bernd (1999); *Dialogue Analysis and the Mass Media*.- Proceedings of the International Conference, Erlangen, April 2-3, 1998.- Tübingen: Niemeyer, S. 55-63.

Höflich, Joachim R. (2001): *Das Handy als „persönliches Medium“*. *Zur Aneignung des Short Message Service (SMS) durch Jugendliche*. In: *kommunikation@gesellschaft*. Jg. 2, Beitrag 1.- Online abrufbar unter:
http://www.uni-franfurt.de/fb03/K.G./B1_2001_Hoeflich.pdf, S. 1-19. [Abgerufen am 16.10.06]

Höflich, Joachim R. (2003): *Vermittlungskulturen im Wandel: Brief – E-Mail – SMS*. In: Ders./Gebhardt, Julian (Hrsg.): *Vermittlungskulturen im Wandel. Brief, E-Mail, SMS*.- Frankfurt a.M.: Lang, S. 39-61.

Höflich, Joachim R./Rössler, Patrick/Steuber, Stefanie (2000): *Jugendliche und SMS. Gebrauchsweisen und Motive. Zusammenfassung der ersten Ergebnisse*.- Online abrufbar unter: <http://www.uni-erfurt.de/kw/forschung/smsreport.doc>, S. 1-18. [Abgerufen am 16.10.06]

Holly, Werner (1996): *Alte und neue Medien. Zur inneren Logik der Mediengeschichte*. In: Rüschoff, Bernd/Schmitz, Ulrich (Hrsg.): *Kommunikation und Lernen mit alten und neuen Medien*.- Frankfurt a.M. u.a.: Lang, S. 9-16.

Holly, Werner (1997): *Zur Rolle der Sprache in den Medien. Semiotische und kommunikationsstrukturelle Grundlagen*. In: *Muttersprache* 107, S. 64-75.

Holly, Werner (2000): *Was sind ‚Neue Medien‘ – was sollen ‚Neue Medien‘ sein?* In: Ders./Voß, Günter/Boehnke, Klaus (Hrsg.)(2000): *Neue Medien im Alltag. Begriffsbestimmung eines Forschungsfelds*.- Opladen.: Leske & Budrich, S. 79-106.

Holtorf, Christian (2002): *Nabelschnur in die Welt*. In: *taz*. Nr. 6642, S. 5.- Online abrufbar unter:
<http://www.taz.de/pt/2002/01/05/a0199.1/textdruck>. [Abgerufen am 02.12.06]

Hörisch, Jochen (1999): *Jenseits der Gutenberg-Galaxis. Zur Genealogie und Funktion der neuen Medien*. In: Schneider, Manuel/Geißler, Karlheinz A. (Hrsg.): *Flimmernde Zeiten. Vom Tempo der Medien*.- Stuttgart/Leipzig: Hirzel, S. 59-72.

Jäger, Ludwig (2000): *Die Sprachvergessenheit der Medientheorie. Ein Plädoyer für das Medium Sprache*. In: Kallmeyer, Werner (Hrsg.): *Sprache und neue Medien*.- Berlin/New York: de Gruyter, S. 9-30.

Jakob, Karlheinz (2000): *Sprachliche Aneignung neuer Medien im 19. Jahrhundert*. In: Kallmeyer, Werner (Hrsg.): *Sprache und neue Medien*.- Berlin/New York: de Gruyter, S. 105-124.

Jakobs, Eva-Maria (1998): *Mediale Wechsel und Sprache. Entwicklungsstadien elektronischer Schreibwerkzeuge und ihr Einfluss auf Kommunikationsformen*. In: Holly, Werner/Biere, Bernd Ulrich (Hrsg.): *Medien im Wandel*.- Opladen/Wiesbaden: Westdt. Verlag, S. 187-209.

Jenkins, Simon (2003): *Foreword*. In: Aitchison, Jean/Lewis, Diana M. (Hrsg.): *New Media Language*.- New York: Routledge, S. xiii.

- Jucker, Andreas (2004): *Gutenberg und das Internet. Der Einfluss von Informationsmedien auf Sprache und Sprachwissenschaft*. In: Net.Worx. Die Online-Schriftenreihe des Projekts Sprache@web. Nr. 40. Hrsg. von Runkehl, Jens/Schlobinski, Peter/Siever, Torsten.- Online abrufbar unter: <http://www.mediensprache.net/networx/networx-40pdf>, S. 1-23. [Abgerufen am 04.09.06]
- Keller, Rudi (1994): *Sprachwandel. Von der unsichtbaren Hand in der Sprache*. 2. überarb. und erw. Aufl.-Tübingen/Basel: Francke.
- Keller, Rudi (1995): *Sprachwandel, ein Zerrbild des Kulturwandels*. In: Lönne, Karl-Egon (Hrsg.): *Kulturwandel im Spiegel des Sprachwandels*. 8. Partnerschaftskolloquium, Okt. 1991, Düsseldorf.- Tübingen/Basel: Francke, S. 207-218.
- Kern, Friederike/Quasthoff, Uta (2001): *Briefe und E-Mails. Linguistische Merkmale und sprachdidaktische Verwendung*. In: *Deutschunterricht* 54. Heft 4, S. 16-21.
- Kirchmann, Kay (1998): *Verdichtung, Weltverlust und Zeitdruck. Grundzüge einer Theorie der Interdependenzen von Medien, Zeit und Geschwindigkeit im neuzeitlichen Zivilisationsprozess*.- Opladen: Leske & Budrich.
- Kirchmann, Kay (2004): *Die Zeit der Medien? Zur Funktion der Medien für gesellschaftliche Beschleunigungsprozesse*. In: Rosa, Hartmut (Hrsg.): *Fast Forward. Essays zu Zeit und Beschleunigung*.- Hamburg: Edition Körber Stiftung, S. 75-83.
- Kittler, Friedrich A. (1987): *Aufschreibesysteme 1800-1900*. 2. erw. Aufl.- München: Fink.
- Knoop, Ulrich (1975): *Die Historizität der Sprache*. In: Schlieben-Lange, Brigitte (Hrsg.): *Sprachtheorie*.- Hamburg: Hoffmann & Campe, S. 165-187.
- Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf (1994): *Funktionale Aspekte der Schriftkultur*. In: Günther, Hartmut/Ludwig, Otto (Hrsg.): *Handbuch Schrift und Schriftlichkeit*. Bd. 1.- Berlin/New York: de Gruyter, S. 587-604.
- Koselleck, Reinhard (1979): *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*.- Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Krämer, Sybille (2001): *Sprache, Sprechakt, Kommunikation. Sprachtheoretische Positionen des 20. Jahrhunderts*.- Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Krause, Wolf-Dieter (Hrsg.)(2000): *Textsorten. Kommunikationslinguistische und konfrontative Aspekte*.- Frankfurt a.M. u.a.: Lang.
- Langeheine, Volker (1983): *Textpragmatische Analyse schriftlicher Kommunikation am Beispiel des Briefes*. In: Grosse, Siegfried (Hrsg.): *Schriftsprachlichkeit*.- Düsseldorf: Schwann, S. 190-211.
- Lehr, Andrea (2002): *Sprachbezogenes Wissen in der Lebenswelt des Alltags*.- Tübingen: Niemeyer.
- Levine, Robert (1999): *Eine Landkarte der Zeit. Wie Kulturen mit Zeit umgehen*. 2. Aufl.- München/Zürich: Piper.
- Linke, Angelika (2000): *Informalisierung? Ent-Distanzierung? Familiarisierung? Sprach(gebrauchs)wandel als Indikator soziokultureller Entwicklungen*. In: *Der Deutschunterricht* 52, Heft 3/2000, S. 66-77.
- Löffler, Heinrich (1994): *Germanistische Soziolinguistik*. 2., überarb. Aufl.- Berlin: Schmidt.
- Luckmann, Thomas/Berger, Peter L. (2004): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. 20. Aufl. (Original 1966).- Frankfurt a.M.: Fischer.
- Lüdtke, Helmut (1983): *Sprachwandel als universales Phänomen*. In: Ders. (Hrsg.): *Kommunikationstheoretische Grundlagen des Sprachwandels*.- Berlin/New York: de Gruyter, S. 1-19.

Luhmann, Niklas (1990): *Die Zukunft kann nicht beginnen. Temporalstrukturen der modernen Gesellschaft.* In: Sloterdijk, Peter (Hrsg.): *Vor der Jahrtausendwende. Berichte zur Lage der Zukunft.* Bd. 1.- Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 119-150.

Luhmann, Niklas (1996): *Die Realität der Massenmedien.* 2., erw. Aufl.- Opladen: Westdt. Verlag.

Mc Mahon, April M.S. (1994): *Understanding Language Change.*- Cambridge: Cambridge University Press.

Meier, Jörg (2002): *Vom Brief zur E-Mail – Kontinuität und Wandel.* In: Ziegler, Arne/Dürscheid, Christa (Hrsg.): *Kommunikationsform E-Mail.*- Tübingen: Stauffenburg, S. 57-75.

Merten, Klaus (1994): *Evolution der Kommunikation.* In: Ders./Schmidt, Siegfried J./Weischenberg, Siegfried (Hrsg.): *Die Wirklichkeit der Medien. Eine Einführung in die Kommunikationswissenschaft.*- Opladen: Westdt. Verlag, S. 141-162.

Müller, Karin (1990): *„Schreibe wie du sprichst!“ Eine Maxime im Spannungsfeld von Mündlichkeit und Schriftlichkeit. Eine historische und systematische Untersuchung.*- Frankfurt a.M. u.a.: Lang.

Müller-Michaels, Harro (2001): *Vom Brief zur E-Mail.* In: *Deutschunterricht* 54. Heft 4/2001, S. 4-10.

Münch, Richard/Schmidt, Jan (2005): *Medien und sozialer Wandel.* In: Jäckel, Michael (Hrsg.): *Mediensoziologie. Grundlagen und Forschungsfelder.*- Opladen: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 201-218.

Münker, Stefan/Roesler, Alexander (Hrsg.): *Mythos Internet.*- Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Musil, Robert (1978): *Geschwindigkeit ist eine Hexerei.* In: Ders.: *Gesammelte Werke II. Prosa und Stücke, kleine Prosa, Aphorismen, Autobiographisches, Essays und Reden, Kritik.* Hrsg. von Adolf Frisé.- Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 683-685.

Nietzsche, Friedrich (1981): *202. An Heinrich Köselitz in Venedig.* In: Colli, Giorgio/Montinari, Mazzino (Hrsg.): *Briefwechsel. Kritische Gesamtausgabe.* 2. Bd.- Berlin/New York: de Gruyter, S. 172.

Nikisch, Reinhard M. G. (1991): *Brief.*- Stuttgart: Metzler.

Nikisch, Reinhard M. G. (2003): *Der Brief – historische Betrachtungen.* In: Höflich, Joachim R./Gebhardt, Julian (Hrsg.): *Vermittlungskulturen im Wandel. Brief, E-Mail, SMS.*- Frankfurt a.M.: Lang, S. 63-73.

Nowotny, Andrea (2005): *Daumenbotschaften. Die Bedeutung von Handy und SMS für Jugendliche.* In: *Net. Worx.* Die Online-Schriftenreihe des Projekts *Sprache@web.* Nr. 44. Hrsg. von Runkehl, Jens/Schlöbinger, Peter/Siever, Torsten.- Online abrufbar unter: <http://www.mediensprache.net/networx/networx-44.pdf>, S. 1-45. [Abgerufen am 04.09.06]

Nowotny, Helga (1990): *From the Future to the Extended Present. Time in Social Systems.* In: Dies.: *In search of usable knowledge: utilization contexts and the application of knowledge.*- Frankfurt a.M.: Campus, S. 9-27.

Nowotny, Helga (1994): *Das Sichtbare und das Unsichtbare. Die Zeitdimension in den Medien.* In: Zimmerli, Walther Ch./Sandbothe, Mike (Hrsg.): *Klassiker der modernen Zeitphilosophie.*- Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft, S. 14-28.

Ong, Walter J. (1982): *Orality and Literacy. The Technologizing of the Word.*- London/New York: Methuen.

Opaschowski, Horst W. (1999): *Generation @ - Die Medienrevolution entläßt ihre Kinder. Leben im Informationszeitalter.*- Hamburg: British-American Tobacco.

Pansegrau, Petra (1997): *Dialogizität und Degrammatikalisierung in E-mails.* In: Weingarten, Rüdiger (Hrsg.): *Sprachwandel durch Computer.*- Opladen: Westdt. Verlag, S. 86-104.

Peiser, Wolfgang (2003): *Gesellschaftswandel – Generationen – Medienwandel. Generationen als Träger von Veränderungen in der Gesellschaft und in den Medien.* In: Behmer, Markus et. al. (Hrsg.): *Medienentwicklung und gesellschaftlicher Wandel. Beiträge zu einer theoretischen und empirischen Herausforderung.*- Wiesbaden: Westdt. Verlag, S. 197-207.

- Pross, Harry (1987): *Geschichte und Mediengeschichte*. In: Bobrowsky, Manfred/Dukowitsch, Wolfgang/Haas, Hannes. (Hrsg.): *Medien- und Kommunikationsgeschichte*. Ein Textbuch zur Einführung.- Wien: Braumüller, S. 8-15.
- Quasthoff, Uta (1997): *Kommunikative Normen im Entstehen: Beobachtungen zu Kontextualisierungsprozessen in elektronischer Kommunikation*. In: Weingarten, Rüdiger (Hrsg.): *Sprachwandel durch Computer*.- Opladen: Westdt. Verlag, S. 23-50.
- Rosa, Hartmut (1999a): *Am Ende der Geschichte: Die ‚Generation X‘ zwischen Globalisierung und Desintegration*. In: Fischer, Karsten (Hrsg.): *Neustart des Weltlaufs? Fiktion und Faszination der Zeitwende*.- Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 246-263.
- Rosa, Hartmut (1999b): *Rasender Stillstand? Individuum und Gesellschaft im Zeitalter der Beschleunigung*. In: Manemann, Jürgen (Hrsg.): *Befristete Zeit*. Jahrbuch Politische Theologie. Bd. 3.- Münster u.a.: LIT Verlag, S. 151-176.
- Rosa, Hartmut (2004): *Vorspann*. In: Ders. (Hrsg.): *Fast Forward. Essays zu Zeit und Beschleunigung*.- Hamburg: Edition Körber Stiftung, S. 9-16.
- Rosa, Hartmut (2005): *Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstruktur in der Moderne*.- Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Rudolph, Enno/Wismann, Heinz (Hrsg.)(1992): *Sagen, was die Zeit ist. Analysen zur Zeitlichkeit der Sprache*.- Stuttgart: Metzler.
- Runkehl, Jens/Schlobinski, Peter/Siever, Torsten (1998): *Sprache und Kommunikation im Internet. Überblick und Analysen*.- Opladen.: Westdt. Verlag.
- Sabel, Barbara/Bucher, André (Hrsg.)(2001): *Der unfeste Text. Perspektiven auf einen literatur- und kulturwissenschaftlichen Leitbegriff*.- Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Sandbothe, Mike (1996): *Mediale Zeiten*. In: Hammel, Eckhard (Hrsg.): *Synthetische Welten. Kunst, Künstlichkeit und Kommunikationsmedien*.- Essen: Die Blaue Eule, S. 133-156.
- Sandbothe, Mike (2003): *Medien – Kommunikation – Kultur. Grundlagen einer pragmatischen Kulturwissenschaft*. In: Karmasin, Matthias/Winter, Carsten (Hrsg.): *Kulturwissenschaft als Kommunikationswissenschaft. Projekte, Probleme, Perspektiven*.- Opladen: Westdt. Verlag, S. 257-271.
- Saussure, Ferdinand de (1967): *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*. 2. Aufl.- Berlin: de Gruyter (Orig.: *Cours de Linguistique générale*.- Lausanne/Paris 1916).
- Schäfers, Bernhard (1997): *Zeit in soziologischer Perspektive*. In: Ehlert, Trude (Hrsg.): *Zeitkonzeption, Zeiterfahrung, Zeitmessung. Stationen ihres Wandels vom Mittelalter bis zur Moderne*.- Paderborn u.a.: Schöningh, S. 141-154.
- Schendl, Herbert (2001): *Historical Linguistics*.- Oxford: Oxford University Press.
- Schippan, Thea (1984): *Kommunikative Bedürfnisse und Sprachwandel*. In: *Linguistische Arbeitsberichte* 43, S. 9-19.
- Schivelbusch, Wolfgang (1977): *Geschichte der Eisenbahnreise. Zur Industrialisierung von Raum und Zeit im 19. Jahrhundert*. Neuaufl.- Frankfurt a.M.: Fischer.
- Schlieben-Lange, Brigitte (1982): *Für eine Geschichte von Schriftlichkeit und Mündlichkeit*. In: Dies./Gessinger, Joachim (Hrsg.): *Sprachgeschichte und Sozialgeschichte*.- Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (*Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* Jg. 12/1981, Heft 47), S. 104-118.
- Schlieben-Lange, Brigitte (2000): *Zu Sprache und Generation (Fragment)*. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik*, Heft 120, S. 130-135.

- Schlobinski, Peter (2000): *Sprache@web.de. Der Mythos von der Cybersprache.*- Online abrufbar unter: <http://www.fbls.uni-hannover.de/sdls/schlobi/splitter/cybersprache.htm>. [Abgerufen am 04.09.06]
- Schlobinski, Peter/Siever, Torsten (2000): *Kommunikationspraxen im Internet.* In: Der Deutschunterricht. Heft 1/2000, S. 54-65.
- Schlobinski, Peter et. al. (2001): *Simsen. Eine Pilotstudie zu sprachlichen und kommunikativen Aspekten in der SMS-Kommunikation.* In: Net.Worx. Die Online-Schriftenreihe des Projekts Sprache@web. Nr. 22. Hrsg. von Runkehl, Jens/Schlobinski, Peter/Siever, Torsten.- Online abrufbar unter: <http://www.mediensprache.net/networx/networx-22.pdf>, S. 1-38. [Abgerufen am 04.09.06]
- Schmitz, Hans (1998): *Technisierte Restriktion und multimedialer Überfluß als gegenläufig produktive Tendenzen der Sprachentwicklung durch Computer.* In: Holly, Werner/Biere, Bernd Ulrich (Hrsg.): *Medien im Wandel.*- Opladen/Wiesbaden: Westdt. Verlag, S. 221-236.
- Schmitz, Ulrich (1995): *Auswirkungen elektronischer Medien und neuer Kommunikationstechniken auf das Sprachverhalten von Individuum und Gesellschaft.* In: Besch, Werner/Reichmann, Oskar/Sonderegger, Stefan (Hrsg.): *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung.*- Berlin/New York: de Gruyter, S. 2168-2175.
- Schmitz, Ulrich (1997): *Schriftliche Texte in multimedialen Kontexten.* In: Weingarten, Rüdiger (Hrsg.): *Sprachwandel durch Computer.*- Opladen: Westdt. Verlag, S. 131-158.
- Schmitz, Ulrich (2002): *E-Mails kommen in die Jahre. Telefonbriefe auf dem Weg zu sprachlicher Normalität.* In: Ziegler, Arne/Dürscheid, Christa (Hrsg.): *Kommunikationsform E-Mail.*- Tübingen: Stauffenburg, S. 33-56.
- Schmitz, Ulrich (2004): *Sprache in modernen Medien. Einführung in Tatsachen und Theorien, Themen und Thesen.*- Berlin: Schmidt.
- Schneider, Manuel/Geißler, Karlheinz A. (1999): *Please hold the line... Editorial.* In: Dies. (Hrsg.): *Flimmernde Zeiten. Vom Tempo der Medien.*- Stuttgart/Leipzig: Hirzel, S. 11-18.
- Schönberger, Klaus (2003): „...dass jemand mal vorbeischreibt.“ *E-Mail im Alltag – zur Kulturanalyse eines neuen Mediendispositivs.* In: Höflich, Joachim R./Gebhardt, Julian (Hrsg.): *Vermittlungskulturen im Wandel. Brief, E-Mail, SMS.*- Frankfurt a.M. u.a.: Lang, S. 111-146.
- Schreiber, Mathias (2006): *Deutsch for sale.* In: Spiegel 20/2006, S. 182-198.
- Schulze, Gerhard (2003): *Die beste aller Welten. Wohin bewegt sich die Gesellschaft im 21. Jahrhundert?*- München/Wien: Hanser.
- Schwitalla, Johannes (2002): *Kleine Botschaften. Telegramm- und SMS-Texte.* In: Schmitz, Ulrich/Wyss, Eva Lia (Hrsg.): *Briefkommunikation im 20. Jahrhundert.*- Duisburg: Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 64, S. 33-56.
- Steinhausen, Georg (1891): *Geschichte des deutschen Briefes. Zur Kulturgeschichte des deutschen Volkes.* 2 Bde.- Berlin: R. Gaertners Verlagsbuchhandlung.
- Stock, Uli (2001): *Bitte melde dich!* In: Die Zeit. 30/2001.- Online abrufbar unter: http://hermes.zeit.de/pdf/archiv/2001/30/200130_k_anfang_begegnu.xml.pdf, S. 1-7. [Abgerufen am 02.12.06]
- Storrer, Angelika (2000): *Schriftverkehr auf der Datenautobahn. Besonderheiten der schriftlichen Kommunikation im Internet.* In: Voß, Günter/Holly, Werner/Boehnke, Klaus (Hrsg.): *Neue Medien im Alltag: Begriffsbestimmungen eines interdisziplinären Forschungsfeldes.*- Opladen: Leske & Budrich, S. 153-177.
- Storrer, Angelika (2001a): *Sprachliche Besonderheiten getippter Gespräche: Sprecherwechsel und sprachliches Zeigen in der Chat-Kommunikation.* In: Beißwenger, Michael (Hrsg.): *Chat-Kommunikation. Sprache, Interaktion, Sozialität & Identität in synchroner computervermittelter Kommunikation. Perspektiven für ein interdisziplinäres Forschungsfeld.*- Stuttgart: ibidem, S. 3-24.

- Storrer, Angelika (2001b): *Getippte Gespräche oder dialogische Texte? Zur kommunikationstheoretischen Einordnung der Chat-Kommunikation*. In: Lehr, Andrea et. al. (Hrsg.): *Sprache im Alltag. Beiträge zu neuen Perspektiven der Linguistik. Ernst Wiegand zum 65. Geburtstag gewidmet*.- Berlin/New York: de Gruyter, S. 439-464.
- Strohmeier, Gerhard (2002): *Zeit und Raum*. In: Chvojka, Erhard/Schwarzc, Andreas/Thien, Klaus (Hrsg.): *Zeit und Geschichte. Kulturgeschichtliche Perspektiven*.- Wien/München: Oldenbourg, S. 38-43.
- Täubrich, Hans-Christian (1999): *Von der „snailmail“ zur E-Mail. Zum Wandel der schriftlichen Kommunikation*. In: Schneider, Manuel/Geißler, Karlheinz A. (Hrsg.): *Flimmernde Zeiten. Vom Tempo der Medien*.- Stuttgart/Leipzig: Hirzel, S. 105-117.
- Uka, Walter (1998): *Brief*. In: Faulstich, Werner (Hrsg.): *Grundwissen Medien. 3., vollst. überarb. und stark erw. Aufl.*- München: Fink, S. 114-132.
- Virilio, Paul (1987): *Der Augenblick der beschleunigten Zeit*. In: Kamper, Dietmar/Wulf, Christoph (Hrsg.): *Die sterbende Zeit. 20 Diagnosen*.- Darmstadt/Neuwied: Luchterhand, S. 249-258.
- Virilio, Paul (1993): *Revolution der Geschwindigkeit*.- Berlin: Merve.
- Virilio, Paul (1998): *Rasender Stillstand*.- Frankfurt a.M.: Fischer.
- von Eimeren, Birgit/Gerhard, Heinz/Frees, Beate (2003): *Internetverbreitung in Deutschland: Unerwartet hoher Zuwachs. ARD/ZDF-Online-Studie 2003*. In: *Media-Perspektiven 8/2003*.- Online abrufbar unter: <http://www.daserste.de/service/ardonl04.pdf>, S. 1-21. [Abgerufen am 26.12.06]
- von Eimeren, Birgit/Frees, Beate (2006): *Schnelle Zugänge, neue Anwendungen, neue Nutzer? ARD/ZDF-Online-Studie 2006*. In: *Media-Perspektiven 8/2006*.- Online abrufbar unter: <http://www.ard-werbung.de/showfile.phtml/eimeren.pdf?foid=17746>, S. 1-14. [Abgerufen am 26.12.06]
- von Polenz, Peter (1991): *Mediengeschichte und deutsche Sprachgeschichte*. In: Dittmann, Jürgen/Kästner, Hannes/Schwitalla, Johannes (Hrsg.): *Erscheinungsformen der deutschen Sprache. Literatursprache, Alltagssprache, Gruppensprache, Fachsprache. Festschrift zum 60. Geburtstag von Hugo Steger*.- Berlin: Schmidt, S. 1-18.
- Wehner, Josef (1997): *Medien als Kommunikationspartner. Zur Entstehung elektronischer Schriftlichkeit*. In: Gräf, Lorenz/Krajewski, Markus (Hrsg.): *Soziologie des Internet. Handeln im elektronischen Web-Werk*.- Frankfurt a.M./New York: Campus, S. 125-150.
- Weingarten, Rüdiger (1989): *Die Verkabelung der Sprache. Grenzen der Technisierung von Kommunikation*.- Frankfurt a.M.: Fischer.
- Weingarten, Rüdiger (1997): *Sprachwandel durch Computer*. In: Ders. (Hrsg.): *Sprachwandel durch Computer*.- Opladen: Westdt. Verlag, S. 7-20.
- Wendorff, Rudolf (1987): *Zur Erfahrung und Erforschung von Zeitphänomenen im 20. Jahrhundert*. In: Paflik, Hannelore (Hrsg.): *Das Phänomen Zeit in Kunst und Wissenschaft*.- Weinheim: VCH, Acta Humaniora, S. 65-84.
- Wendorff, Rudolf (Hrsg.)(1989): *Im Netz der Zeit. Menschliches Zeiterleben interdisziplinär*.- Stuttgart: Wiss. Verlagsgesellschaft.
- Wilke, Jürgen (1992): *Mediennutzung und Zeitgefühl*. In: Hömburg, Walter/Schmolke, Michael (Hrsg.): *Zeit – Raum – Kommunikation*.- München: Ölschläger, S. 257-276.
- Wurzel, Wolfgang Ullrich (2000): *Verläuft Sprachgeschichte gezielt?* In: Herberg, Dieter/Tellenbach, Elke (Hrsg.): *Sprachhistorie(n). Hartmut Schmidt zum 65. Geburtstag*.- Mannheim: Institut für Deutsche Sprache, S. 43-56.
- Wyss, Eva Lia/Schmitz, Ulrich (2002): *Briefkommunikation im 20. Jahrhundert. Editorial*. In: Dies. (Hrsg.): *Briefkommunikation im 20. Jahrhundert*.- Duisburg: Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 64, S. 5-6.

Ziegler, Arne (2002): *E-Mail – Textsorte oder Kommunikationsform? Eine textlinguistische Annäherung*. In: Ders./Dürscheid, Christa (Hrsg.): *Kommunikationsform E-Mail*.- Tübingen: Stauffenburg, S. 9-32.

Ziegler, Arne (2004): *Textstrukturen internetbasierter Kommunikation. Brauchen wir eine Medientextlinguistik?* In: Beißwenger, Michael/Hoffmann, Ludger/Storrer, Angelika (Hrsg.): *Internetbasierte Kommunikation*.- Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 68, S. 159-173.

Zimmer, Dieter E. (1997): *Schöne Gruse aus dem Netz. Über die rechte Schreibung in der E-Mail*. In: Ders.: *Deutsch und anders. Die Sprache im Modernisierungsfieber*.- Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 272-296.

Zimmer, Dieter E. (2005): *Sprache in Zeiten ihrer Unverbesserlichkeit*.- Hamburg: Hoffmann und Campe.

Zoll, Rainer (1988): *Krise der Zeiterfahrung*. In: Ders. (Hrsg.): *Zerstörung und Wiederaneignung von Zeit*.- Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 9-33.

Online-Ressourcen

- Chat-Kommunikation: <http://www.chat-kommunikation.de> [abgerufen am 03.09.06]
- Computervermittelte Kommunikation: <http://www.digitalitaet.net> [abgerufen am 04.09.06]
- Deutsche Post: <http://deutschepost.net> [abgerufen am 17.12.06]
- E-Mail – die elektronische Post: <http://www.unet.univie.ac.at/~a0108298/emailkomm.html> [abgerufen am 03.09.06]
- Generation SMS: <http://www-x.nzz.ch/format/articles/289.html> [abgerufen am 23.10.06]
- Inforadio (2006): *Die Zukunft der Sprache*:
http://www.inforadio.de/static/dyn2sta_article/678/123678_article.shtml [abgerufen am 16.10.06]
- Spiegel Online (2006): „*Uv got 2 b joking*“. *Neusprech in Neuseeland*:
<http://www.spiegel.de/schulspiegel/ausland/0,1518,447458,00.html> [abgerufen am 11.11.06]
- Telegrammdienst der Deutschen Post: <http://www.deutschepost.de/dpag?xmlFile=889> [abgerufen am 02.12.06]

Datenmaterial

1. Telegramme: Museum für Kommunikation Berlin, Archiv und Bibliothek:

- H.U. 22.5.1897
- Hochzeitserinnerungen (1910)
- Telegramme Deutsche Reichspost (1900-1918)
- Telegraphie des Saargebiets (1916-1929)
- Telegramme Deutsche Reichspost (1919-1945), beinhaltet auch Telegramme von 1945-1950
- Mustertelegramme der Deutschen Bundespost (1960/61)
- Telegramme Post der DDR (1947-1980)
- Telegramme Deutsche Bundespost (1950-1980)

2. Briefe:

Museum für Kommunikation Berlin, Archiv:

- Briefwechsel Nr. 7, Stuttgart/Heinkel, 1952-1996
- Briefwechsel Nr. 8, Berlin/Beyschwang, 1980er
- Briefwechsel Nr. 32, Dinslaken/Knutzen, 1960er
- Briefwechsel 38, Dentlein/Thoma, 1972-1990er

Eigene Briefsammlung, 1992-1999

3. E-Mail: Durchführung einer Umfrage (siehe Anhang) im November/Dezember 2006

4. Chat: Regelmäßige Aufzeichnung von Original-Chats des Chat-Forums <http://www.funcity.de> von November 2006 bis Januar 2007

5. SMS: Durchführung einer Umfrage (siehe Anhang) im November/Dezember 2006

Eidesstattliche Erklärung

Hiermit versichere ich, die vorliegende Magisterarbeit selbstständig verfasst und mich fremder Hilfe nicht bedient zu haben. Alle Stellen, die wörtlich oder sinngemäß veröffentlichtem oder unveröffentlichtem Schriften entnommen sind, habe ich als solche kenntlich gemacht.

Potsdam, im Februar 2007